

SIEBEN TAGE BABYLONISCH

ALEXANDER LENARD

http://www.mek.iif.hu/porta/szint/human/szepirod/modern/lenard_s/sieben/sieben.htm

Das Buch geht auf eine Sendefolge im Dritten Programm des Norddeutschen Rundfunks und des Senders Freies Berlin zurück

20180302

UNGARISCH

Das Wort für Nerv ist in allen europäischen Sprachen gleich: überall entspringt es aus der gleichen griechischen Bogensehne. Um die "Nerven" zu verlieren, muß man die Grenze Ungarns überschreiten. Dort heißen sie ideg.

Das wäre vielleicht nicht so erschütternd, wenn die Sprache der Eingeborenen - deren Aussehen durchaus europäisch ist - in fremdartigen Lettern geschrieben wäre, aber das ist nicht der Fall: Die Buchstaben erscheinen dem lateinischen Alphabet entnommen. Inseln, auf denen der Europawanderer den indogermanischen Boden verliert, sind selten: weltverlorene Basken, frierende Lappen bewohnen solche Gebiete. Im Vergleich zu ihren Sprachen sind die rätselhaften Worte der Kelten in Schottland und der Bretagne, der letzten zehn

Mansprechenden auf der Insel Man, der Illyrier in Albanien gar nicht so geheimnisvoll. Ein Satz wie: "Ich habe ein Haus" enthält auch in diesen Geheimsprachen ein Wort für "ich", ein Zeitwort "haben" und ein Hauptwort im Akkusativ, und es erscheint dem Indoeuropäer undenkbar, was man an einem so einfachen Satz ändern könnte, es seien denn die Buchstaben, die die Worte bilden.

Das Ungarische zeigt sofort, wie naiv diese Ansicht ist. Der Satz schmilzt zu zwei Wörtern zusammen: házam van - von denen das erste nicht "Haus", sondern "mein Haus" bedeutet, da am Stamm der Laut "m" mit dem Vokal des Wortes angeleimt wurde, und van (lies: wan) bedeutet "es existiert". Wörtlich zurückübersetzt lautet der Satz: "mein Haus existiert". Der Sinn ist klar: wenn mein Haus existiert, so habe ich ein Haus. Hätte ich

keines, würde es eben nicht existieren. In diesem, für mich weit weniger angenehmen Zustand würde der Satz ganz anders lauten házam nincs (lies: hasam nintsch). Nincs besteht nicht aus einem Zeitwort in der dritten Person des Indikativs und einer Negation, sondern ist ein Wort, das einfach "existiert nicht" bedeutet. Nehmen wir nun an, daß ich glücklicher Besitzer eines weißen Hauses wäre, so würde ich diese Tatsache auf indoeuropäisch in drei Begriffen mitteilen: "Das Haus ist weiß." Auf finnisch-ugrisch genügen zwei: A ház fehér (a has fähher). Das Haus "existiert" nicht weiß, es ist weiß . . . das Hilfszeitwort fällt weg. Jenseits der Leitha ist dieses Fehlen noch niemandem aufgefallen . . . Mit den ersten Zeilen der Einführung haben wir bereits viel sprachlich Erschütterndes gelernt. Es gibt kein "ich habe". (Das ist eine grammatikalische Tatsache, und wenn es mit Politischem

zusammenfällt, so ist das reiner, gänzlich unbeabsichtigter Zufall.) Es gibt kein "ist", höchstens ein "existiert" (was wieder gewissen modernen Philosophen willkommen klingen dürfte). Wir treten in eine Sprache jenseits von Sein und Haben.


Die Überraschungen sind damit nicht erschöpft. Um uns von dem einzig gelernten, aus dem Deutschen stammenden Wort nicht zu entfernen, bleiben wir beim "Haus". Die Mehrzahl von ház heißt házak. Wenn wir jetzt verraten, daß "fünf" (um ein einfaches Wort zu wählen) öt heißt, wird unser Hörer überzeugt sein, "fünf Häuser" übersetzen zu können: öt házak. Der Ausdruck wäre dem Ungarn wenn nicht unverständlich, so komisch. Házak ist schon Mehrzahl - wenn wir diese fünfmal nehmen, entsteht eine ganz andere, viel größere Häusergruppe. Das Zahlwort drückt die Mehrzahl schon so

deutlich aus, daß dann die Einzahl des Hauptwortes genügt. Fünf Häuser heißen demnach: öt ház.

"Ich weiß zumindest, daß der Laut ´k´ die Mehrzahl ausdrückt", wird sich der Leser trösten, der die Absicht, das Ungarische kennenzulernen, noch nicht aufgegeben hat. Wenn also "mein Haus" házam heißt, werden "meine Häuser" házamak heißen. Aber Logik, die die Vergangenheit erklärt, leuchtet weder in die Zukunft noch in fremdartige Sprachen. Die Mehrzahl der "Besitz" bedeutenden Hauptwörter wird gebildet, indem man ein "i" in das Wort einschleibt: házaim.

Der mitten in das Wort eingeschaltete Buchstabe begräbt eine andere, in der indoeuropäischen Sprachwelt selbstverständliche Vorstellung: daß sich die Bedeutung des Wortes mit der Endung ändert.

Das ungarische Wort ist eben mit dem lateinischen nicht zu vergleichen; vergleichbar ist es vielmehr mit einer chemischen Verbindung, in der sich irgendwo ein Radikal anlagern läßt, so daß dadurch eine ganz andere Substanz entsteht.

Der Alchimist an der Donau nimmt das einfache Zeitwort csinálni (lies: tschinalni); es bedeutet "machen". Er schiebt die Gruppe tat zwischen Wurzel und Endung csináltatni und erhält "machen lassen" . Wählt er hat - csinálhatni -, so heißt das "machen können". Nimmt er dagegen gat, so heißt das entstandene Wort "ein wenig machen". In diesem Fall dürfen wir mit eiserner Logik weiterschreiten und tat, gat und hat in das gleiche Zeitwort fügen - csinalgattathatni - und erhalten folgerichtig: "ein wenig machen lassen können".

Allerdings darf der Lehrling, der alles Bisherige geduldig aufgenommen hat, noch nicht meinen, die Prinzipien der Wortbildung alle zu kennen: gat-tat-hat gelten nur für Zeitwörter, die „tiefe“ Vokale wie eben "a" enthalten. Ist das hohe "e" der charakteristische Laut des Wortes, verwandelt sich die Zauberformel in get-tet-het. Es herrscht das Gesetz der Vokalharmonie; es regelt die Auswahl der Silben und Laute, der Zwischensilben (Infixe), der Präfixe und Suffixe.

Wir könnten vielleicht das Bild durch einen Vergleich klarer machen: die indogermanischen Sprachen sind wie Klaviere, in denen die Töne festgelegt sind; die finnisch-ugrischen wie Streichinstrumente, auf denen der Spieler nach schwer erlernbaren, aber dann

selbstverständlichen Regeln seine Töne selbst erzeugt. Alle möglichen Zusammenstellungen kann kein Wörterbuch angeben. Sie sind unerhört zahlreich wie beim Schach die Möglichkeiten der Spielführung, deren Vielfalt doch klar formulierbare Regeln zugrunde liegen.

Daß Ungarisch ein vielseitiges Streichinstrument ist, zeigt zum Beispiel die Tatsache, daß es eine Nachsilbe gibt, die man mit "zusammen" übersetzen könnte, die aber nur an Bezeichnungen von Familienangehörigen angehängt wird und je nach den Vokalen des betreffenden Wortes stul, stül, stal oder stöl heißen kann.

Daß das Lautbild einer nach gefühlsmäßig erfaßbaren Regeln und stets nach Bedarf improvisierten Sprache für den, der einen Sinn heraushören will, verwirrend ist, ist

äußerst naheliegend. Den Eindruck hat ein amerikanischer Physiker schön festgehalten, der mit den drei ungarischen Atomforschern: Eduard Teller, Leo Szilárd und János Neumann zusammenarbeitete: "Ihre mathematischen Fähigkeiten sind schreckenerregend" - sagte er - "aber das Erstaunlichste geschieht, wenn die drei allein bleiben. Im gleichen Augenblick schalten sie auf eine geheimnisvolle Sprache um, und man bemerkt, daß es Marsbewohner sein müssen."

Schon lange vor dem Eisernen Vorhang umschloß das Land ein Vorhang aus zweiundzwanzig veränderlichen Nachsilben, die "hinein", "heraus", "von", "durch", "mit" und anderes bedeuten, von denen aber manche ein gutes Dutzend Bedeutungen haben können. Hervorragende Männer, wie der Liederkomponist Robert Volkmann, wie Gustav Mahler, haben jahrelang in Ungarn

gelebt, ohne auch nur durch den Vorhang zu blicken. Lenau, der unter "Donauschwaben" im Banat aufgewachsen war, verstand nur wenige Wörter, Franz Liszt überhaupt nichts und Reichsverweser Horthy, der auch früh in ausländische Schulen kam, sprach so jämmerlich, daß er nie eine Rede halten konnte - ein Umstand, der viel dazu beitrug, sein Ansehen zu heben (erst durch seine posthum veröffentlichte Korrespondenz wurde ihm die gebührende Verachtung zuteil).

Umgekehrt nennen die Ungarn mit tiefstem Respekt die Seltenen, die das Kunststück zuwege brachten. Kaiserin Elisabeth, die schwergeprüfte Frau, die ihren Sohn verlor, die ermordet, später sogar als Sissy über die Filmleinwand geschleift wurde, lebt als einzige Herrscherin in der Legende weiter: sie erlernte das Ungarische! Nicht weniger berühmt als das gekrönte Haupt wurde ein

wandernder deutscher Buchhändlergehilfe. Joseph Budenz war nach Ungarn gekommen und hatte in einem Jahr die Sprache gelernt. Er meinte, es wäre demnach auch möglich, die finnisch-ugrischen Sprachen kleiner in Rußland lebender Völker zu lernen, und studierte an Ort und Stelle Wogulisch, Ostjakisch und Tscheremisisch. Er, der das Ungarische als Erwachsener gelernt hatte, wurde Begründer der vergleichenden uralaltaischen Philologie und Universitätsprofessor in Budapest!

So schwer es ist, aus der germanischen oder romanischen Welt in die ugrische einzudringen, so unmöglich ist es, diese einer später gelernten Sprache zuliebe zu verlassen. Ein junger Ungar stand vor einiger Zeit an einer bewegten Straßenkreuzung in New York. Ein gebrechliches Mütterchen trat zu ihm und bat höflich auf ungarisch: "Würden

Sie die Freundlichkeit haben, mich über die Straße zu begleiten?" - "Gerne, natürlich", und der junge Mann gab ihr den Arm. Die Alte bedankte sich und ging ihrer Wege. Der junge Mann dachte nach: "Woher kannte sie mich? Sah sie mir an, daß ich Ungar bin?" Er holte sie ein und fragte: "Wieso haben Sie mich ungarisch angesprochen?" - "Mein lieber Sohn, wie hätte ich dich sonst ansprechen sollen? Ich lebe seit dreißig Jahren in dieser Stadt, aber ich habe noch kein Wort von ihrer Sprache lernen können."

In eine kleine Sprache eingeschlossen zu sein, ist ein beängstigendes Gefühl. Der Ungar tröstet sich damit, daß seine die größte aller finnisch-ugrischen Sprachen sei, da sie von etwa zwölf Millionen Menschen gesprochen wird, während das Wogulische kaum hunderttausend Leute verstehen, oder daß das älteste geschriebene Dokument der ganzen

Sprachenfamilie eine ungarische Leichenrede des dreizehnten Jahrhunderts ist . . . ein schwacher Trost, eher eine Anregung, doch irgendwo in der weiten Welt Verwandte zu suchen. Auf der Suche nach fernen Verwandten wurde ein Ungar zum hervorragendsten Kenner des Tibetanischen, ein anderer zum Verfasser einer baskischen Grammatik und des baskisch-französischen Wörterbuches. Wenn es Verwandte gibt, scheint es heute, liegen sie anderswo, wahrscheinlich in Sibirien, östlich der gesuchten Urheimat. Scharfsinnige Untersuchungen, sie zu finden, sind noch nicht abgeschlossen. Das Wort für Stachelschwein ist in allen finnisch-ugrischen Sprachen sün (lies: schön).

Da nördlich vom einundsechzigsten Breitengrad der Igel nirgends vorkommt, kann die Urheimat auch nicht höher im Norden

gelegen sein . . . Wörter sind von dort sicher nach dem Osten wie nach dem Westen gewandert, selbst das Japanische hat, außer polynesischen Worten vom Süden, uralaltaische aus dem Westen erhalten. Jó heißt ungarisch "gut" - japanisch ist es joi. So (lies: scho) ist "das Salz" - japanisch shoi. Tó heißt ungarisch "der Teich". Das japanische Wort klingt anders, aber in der Ainu-Sprache Nordjapans ist to "der Teich"! Es ist schwer denkbar, daß die Reihe jo - sho - to nur zufällig in Ungarn das gleiche bedeuten sollte wie in Nippon! Nach allem Gesagten darf ich nunmehr annehmen, daß meine Leser imstande sind, ein ungarisches Märchen zu verstehen. Wie in vielen westlichen Märchen zieht auch da der arme Held in die weite Welt, um ein Königreich oder zumindest eine Prinzessin zu erobern. Seine Mutter gibt ihm vierzig in Asche gebackene Pogatschen (das treffliche Gebäck, das auch in unsrer

entzauberten Zeit aus Mehl, Ei und Grießen
bereitet wird), er bindet sich ein Lapu-Blatt
(das breite Blatt einer am Wegrand
wachsenden Pflanze) unter die Füße, er geht
und geht, bis seine Beine bis zu den Knien
abgewetzt sind . . . dann begegnet er einem
alten Mütterchen mit einer eisernen Nase und
sagt: "Guten Abend, Großmutter." "Dein
Glück, daß du mich Großmutter genannt
hast", sagt die Alte, "sonst wärest du den Tod
des Todes gestorben wie neunundneunzig
junge Männer vor dir. Aber weil du zu mir
Großmutter gesagt hast, will ich dich
verschonen und gebe dir einen Stab. Wenn du
in Not bist oder vor eine unmögliche Aufgabe
gestellt wirst, dann schwinge ihn und warte
nur, was geschieht." Der Junge geht weiter
und kommt dann weit, sehr weit, jenseits des
Meeres von Operencia zu einem Schloß, das
sich auf Entenfüßen dreht . . . dort gilt es
hineinzukommen, den König aus einer

peinlichen Lage zu befreien. Er nimmt den Zauberstab . . . und es dauert nicht mehr lange, bis er die feenhaft schöne Prinzessin freit und das halbe Land sein eigen nennt!

Im Besitz des Stabes wäre es eine Spielerei, meinen Lesern im Handumdrehen die vollständige Kenntnis des Ungarischen zu übermitteln; sie könnten außer der ungarischen Küche, die keiner philologischen Einleitung bedarf und allen Zungen leicht zugänglich ist, außer der ungarischen Musik, die weit mehr Lärm als Freude macht, die ungarische Lyrik kennenlernen, die geheimste, tiefste, schönste aller Künste hinter der Sprachmauer . . . Es wäre der Mühe wert, denn die Lyrik hat immer das letzte Wort.

Ich bin auf langen Wanderungen der Alten mit der eisernen Nase leider noch nicht begegnet,

ich konnte ihr deswegen auch nicht "guten
Abend, Großmutter" - jóestét öreganyám -
sagen . . . und muß mich - was die ungarische
Sprache betrifft - unverrichteter Dinge von
meinen Lesern verabschieden.

KATHARINENSISCH

Gibt es ein sicheres Unterscheidungsmerkmal zwischen Sprache und Dialekt? Daß die Sprache von vielen, der Dialekt von wenigen gesprochen wird, ist sicher keines: Die Sprache der Insel Man wurde bei der letzten Zählung von vierzig Personen gesprochen . . . Daß die Sprache eine Literatur besitzt und der Dialekt gesprochen wird? In diesem Fall wäre die Grenze bald verwischt: Es genügte, daß ein Dante im toskanischen Dialekt schrieb, damit dieser in die italienische Sprache verwandelt wurde. Professoren, die Schriftsprachen kodifizieren, pflegen verächtlich über die Dialekte zu lächeln, die sie für die Sprache der Ungebildeten halten. Dialektdichter und Lokalpatrioten haben von den Puristen keine bessere Meinung. "Was man Sprache nennt, ist ein papierenes Verständigungsmittel zwischen den einzelnen

lebendigen Dialekten", sagen sie. Grammatici certant et adhuc sub iudice lis est - die Grammatiker streiten, und der Richter hat sich noch nicht ausgesprochen -: so sei es uns gestattet, den deutschen Dialekt Südbrasilens, den wir der Einfachheit halber nach dem Landesteil, in dem er vielfach gesprochen wird, als "Katharinensisch" bezeichnen, als eigene, lebendige Sprache zu betrachten!

Unter den Instrumenten menschlicher Verständigung kommt ihm ein besonderer Platz zu: es handelt sich um eine der jüngsten Sprachen der Welt, eine, die kaum ein Jahrhundert alt ist. Ein Grieche, der Wörter Herodots verwendet, mag darüber lächeln.

Eine aus deutschen und portugiesischen Elementen gebrauchte Geheimsprache für einen kleinen Kreis gab es schon früher: die

Sprache der verbannten portugiesischen Juden in Altona. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, danach zu suchen, ob Reste von ihr schriftlich erhalten sind, und sie mit dem heute gesprochenen Santa-Catarina-Deutsch zu vergleichen, das für etwa hunderttausend Menschen als Muttersprache gilt!

Daß diese Sprache entstand, hängt mit Ereignissen zusammen, die zunächst weder mit Deutschland noch mit Portugal etwas zu schaffen hatten. Unter den Produkten des allgegenwärtigen, allmächtigen Zufalls gibt es ja nicht nur Medikamente und Maschinen, sondern gelegentlich so komplizierte Dinge wie eine ganze menschliche Sprache.

Der Franzosenkönig Louis Philippe fühlte im Jahre 1839 seinen Thron wanken. Erfahrene Könige sind gegen diese Art von Erdbeben empfindlich, und um rechtzeitig etwas

Sympathisches zu tun und die Stimmung im Lande zu verbessern, entsandte er seinen Sohn, den Prinzen von Joinville, nach St. Helena, damit er die Gebeine des großen Korsen hole, dessen Gestalt bereits von der Sehnsucht der Legenden verklärt war. St. Helena ist klein, die Winde sind launisch und der Prinz landete eines Tages in Brasilien, nicht anders als der Entdecker des Landes, der eigentlich nach Indien fahren wollte. Damals war Brasilien ein Kaiserreich, der Herrscher trug einen Hermelinmantel mit einem Kragen aus den Federn von rot-gelben Pfeffervögeln und freute sich über den Prinzen; denn wenn er Adlige um sich haben wollte, mußte er reichen Gutsbesitzern Titel verleihen. Kaiser Pedro hatte eine liebliche Schwester, die, wie wohlerzogene Prinzessinnen, fließend französisch sprach - nichts natürlicher, als daß sie sich mit dem vom Winde verwehten Prinzen vermählte. Ebenso natürlich, daß die

Staatskasse leer war - und so erhielt die Braut vierzigmal vierzig Meilen Urwald als Aussteuer, den Wald, in dem die besagten Pfeffervögel pfffen, unten an der Küste von Santa Catarina. Als das junge Paar nach Paris kam, schlug es grade achtundvierzig - eine sehr schlechte Stunde für Könige. Sie flohen eilig und kamen nach Hamburg.


Bevor ein Emigrant von dem leben kann, was er weiß, muß er von dem leben, was er hat, und Prinzens hatten nichts als den Urwald. Da aber die Hamburger Kaufleute vom Bretterhandel klare Vorstellungen hatten, wurden sie mit Joinville bald handelseinig, und dieser verließ das allzu demokratisch gewordene Europa mit einer Handvoll mutiger Pioniere, die bereit waren, die Urwaldbäume zu fällen und zu verarbeiten. Der französische Prinz und die Hamburger Holzfäller gründeten eine Stadt: JOINVILLE,

ein deutsches Städtchen in Santa Catarina, das langsam dabei ist, eine südamerikanische Stadt zu werden. Das war der erste Schritt zur Bildung der neuen Sprache.

Den zweiten tat der Braunschweiger Apotheker Blumenau, der von dem Abenteuer gehört hatte. Er segelte nach Brasilien, und da dort, wo heute schlechte Straßen sind, vor hundert Jahren noch gar keine waren, fuhr er den Itajaifluß aufwärts, bis er eine malerische Kurve im Hügelland fand. Kühn wie der Prinz landete er mit einer Gruppe entschlossener Siedler und gründete die Stadt, die seinen Namen trägt und die sein Bronzestandbild mit Gehrock und gebügelter Hose heute noch betrachtet. Der dritte, entscheidende Schritt erfolgte wieder in Hamburg: Hier wurde die Hanseatische Kolonialgesellschaft gegründet, die von der brasilianischen Regierung - das Land war bereits zur Republik geworden, aber

die Tradition hielt die Staatskasse leer - weite Ländereien zwischen Joinville und Blumenau und andere am Oberlauf des Itajaiflusses kaufte. In dem ersteren Gebiet wurde die Stadt Pommerode gegründet, im letzteren Hammonia. Hierher strömten Leute aus allen Gebieten der deutschen Sprache: Oldenburger und Schwaben, Pommern und Bayern, vor und knapp nach dem ersten Weltkrieg zahlreiche Deutsche aus Wolhynien, der Krim, dem Kaukasus, sogar aus Sibirien. Es kamen Mennoniten; die ihr eigenes "Wittmarsum" gründeten, Zeugen Jehovas und Mitglieder der "Gemeinde Gottes". Es kamen kleine Handwerker und bankrott gegangene Geschäftsleute, meuternde Matrosen aus Kiel und überzeugte Vegetarier aus Lübeck . . . eine bunte Menschengruppe, die das gemeinsam hatte, daß alle anspruchslos waren, entschlossen, unter den einfachsten Bedingungen, ohne Kapital, allein

mit Hacke, Säge und Spaten eine friedliche Existenz aufzubauen.

Die Siedler in Joinville, die Leute, die mit Handwebstühlen nach Blumenau kamen und die größte Textilindustrie des Landes gründeten, die "Neudeutschen" , die mit der Axt in die Pinienwälder zogen . . . sie schufen die brasiliendeutsche Sprache!

Sie mußten sie schaffen, denn es gab außer den Geistlichen und einzelnen Apothekern kaum einen, der in der Schule das Hochdeutsche gelernt hätte. Die Hunsrücker verstanden kein Pommersch-Platt. Eine Sprache war notwendiger als das Badezimmer. Gleichzeitig mußte ein Verständigungsinstrument gegenüber den anderen Einwohnern des Landes geschaffen werden: den Italienern und den Portugiesen von den Azoren.

Die Italiener hatte ebenso ein Zufall herübergeweht wie den des Segelns unkundigen Königssohn. "Doktor" Blumenau wollte eine reindeutsche Kolonie schaffen und tat alles, um Siedler in den Urwald zu locken. Er schrieb auch an die Landesregierung von Tirol, weil er mit Recht annahm, daß arme Tiroler Bergbauern gerne im ewigen Frühling arbeiten würden. Die Behörden in Innsbruck sagten bereitwilligst zu. Sie hätten gerade die richtigen Siedler! Und sie schickten sofort aus der Gegend von Trient die den Dialekt Venetiens sprechenden Italiener, die sie nur allzu gerne abziehen sahen! Blumenau war baß erstaunt, als die Tiroler mit den Bildern ihres Herrschers, Franz Josephs II., ankamen, aber kein Sterbenswörtchen deutsch verstanden. Er hatte aber keinen Grund, sein Vorgehen zu bereuen, denn die Italiener verstanden sich auf Weinbau und

Käsezubereitung und kauften den webenden Sachsen gerne ihre Handtücher und Hemden ab. Die Italiener brachten auch ihr Kegelspiel mit, das nur mit Kugeln, ohne Figuren gespielt wird: bocchia . . . und wenn man heute sonntags die jungen Männer fragt, was sie vorhaben, wird die Antwort wahrscheinlich lauten: "Wir gehen botschen."

Der kurze Satz zeigt schon, daß das Katharinensische nicht so ohne weiteres verständlich ist. Wenn man aber den jungen Mann im Sonntagsgewand nach seinen weiteren Plänen fragt, erhält man ein weiteres Muster des bunten Sprachengewebes:



"Nach dem Botschen gehen wir in die Wende, trinken Cachaça (lies: kaschassa) und essen einen Churrasco (Schurraskoh), und wenn gerade Domingueira (Domingeira) ist, tanzen wir."

So ein Satz enthüllt uns schon die Entstehungsgeschichte der Sprache: "Wir gehen in das Geschäft, wir trinken Zuckerrohrschnaps und essen einen Braten, und wenn es eine sonntägliche Tanzunterhaltung gibt, dann tanzen wir" - wollte der junge Deutschbrasilianer sagen und ist auch innig davon überzeugt, es gesagt zu haben: er hat ja gesprochen, wie er es von Maio und Paio, von Mutter und Vater, gelernt hat, und das waren doch Kinder deutscher Eltern!

Gewiß, es waren Deutsche, die in ein fremdes Land gekommen waren und im Schwall fremder Leute nach solchen suchten, die ihnen bekannt vorkamen. Venda stand auf portugiesisch über dem Geschäft, das klang wie das deutsche Wort "die Wende"! Das war leicht gelernt, und die kleinen, blonden

Jungen, die "in die Wende" gehen und Kaffee und Petroleum kaufen, zweifeln nicht daran, daß sie die Dinge beim richtigen Namen nennen. Zuckerrohrschnaps und den Braten, der den Teller verdeckt und weit über den Rand hinaushängt, kannte der Hunsrücker Bauer drüben nicht: er mußte sich das erst hier zeigen lassen und nahm das portugiesische Wort für den neuen Begriff an.


Die Wörter der fremden Sprache anzunehmen, die an deutsche anklingen . . . das war der erste Mechanismus bei der Bildung des Katharinensischen. Der Portugiese bezeichnete so ziemlich jedes Tier - den Sandfloh, die Schlange, den Bandwurm - als bicho (lies: Bischo). Das Wort klingt fast wie "Bischof", war leicht gelernt und angenommen . . . "Bischofpulver" klingt ausgezeichnet und ist kürzer als "Insektenpulver". Das Wort für Abhang ist

portugiesisch barranca wie "Ranke" - es wurde bald "die Barranke" draus, und mancher alte Kolonist (der Mann, der ein Stück Land von der Kolonialgesellschaft kaufte, nannte es "seine Kolonie" , sich selbst den "Kolonisten" ) erzählt, wie das zu Beginn war: man hatte keine richtigen Öfen, um aus Maismehl und Carafrüchten Brot zu backen, so machte man eine tiefe Öffnung in die Barranke und oben einen Abzug, und wenn man vorher tüchtig Wald geschlagen hatte, so schmeckte so ein Brot schon richtig!

Die Sprache spiegelt das Leben und ändert sich mit ihr. Wörter der alten Heimat verlieren ihren Sinn. Wie soll ein Kind in einem Land, in dem es nichts Derartiges gibt, wissen, was "Briefträger" oder "Straßenbahn" heißt? Man geht zum Korbflechter und verlangt einen Papierkorb. "Papierkorb?" lacht er. "Nein, der würde nicht lange halten. Ich mache meine

Körbe aus Weidenruten!" Da muß man schon zum Nachbarn gehen und sich das richtige Wort sagen lassen: "Ach, eine kleine Balaie wollen Sie? Die können Sie haben!" Auch wer "in die Wende" geht und für dreißig Millreis "Reißnägel" verlangt, kann es erleben, daß ihm für fünfzehn Millreis Reis, für fünfzehn Millreis Nägel eingepackt werden. Dafür treten die Wörter der neuen Welt, des Kampfes gegen den Urwald, der Arbeit auf dem fruchtbaren, aber gefährlichen Waldboden ein. Wenn die Bäuerin ihren Tag schildert, so klingt es ungefähr so: "Ich habe in der Früh das Vieh versorgt und bin gleich in die Roça (Rossa) capienen. Mein Mann hat den Mato gefoiçt, denn wir wollen viel Aipi pflanzen . . ."

Wer das nicht versteht, muß es lernen, daß die Rodung im Wald Roça heißt - ein Wort, das willig angenommen wurde, weil es dem

"Roß" so ähnlich ist. "Capienen"  ist das wichtigste Zeitwort der südbrasilianischen Sprache: es kommt vom Worte capim, das Gras oder schlechterdings Unkraut heißt und bedeutet: "jäten". Mato ist Gebüsch, Unterholz, Wildnis . . . das Gestrüpp, das so riesige Gebiete bedeckt, daß ein ganzer Staat Brasiliens Mato Grosso heißt. Es kann nur mit einem Instrument gerodet werden, das wie eine Waffe aus der Zeit der Landsknechte anmutet, einer gewichtigen Sichel an schwerem Holzstiel, der mit aller Kraft geschwungen wird, der Foiça. Und er muß geschwungen werden, wenn man Mandioka pflanzen will, die Pflanze, deren schmackhafte Wurzel die Indios entdeckten und Aipi nannten. Aipi nährt Menschen, Schweine, Kühe, Aipi gibt Sago, Tapioca, Kleister, Mehl, Aipi kann vergoren werden, es ist die Lebensgrundlage des deutschen Kolonisten, so wie es drüben in Afrika die

ungeheure Vermehrung der Einheimischen und letztlich ihre Befreiung ermöglichte.

Der zitierte Satz heißt demnach: "Ich bin auf unser Land jäten gegangen, mein Mann hat das Unterholz weggehackt, denn wir wollen viel Mandioka pflanzen."

Nach dieser Einführung wird der Leser nunmehr imstande sein, dem Kolonisten zu folgen, der ein Abenteuer im Walde erzählt:

"Es war vor dreißig Jahren - so wahr ich lebe - damals, als wir hier angefangen haben.

Wenn man da eine Kuh kaufen wollte, mußte man weit, bis auf das Kampland hinauf. Dort waren die Pinienwälder schon geschlagen, alles war Weideland mit Vieh, oft zweitausend Stück auf einer Fazenda. Zurück mußte man das Vieh treiben, Straßen gab es keine, nur Pikaden durch den Wald, Schneisen. In dem

einen Stiefelschacht hatte man das Geld, im anderen den Revolver und zur Sicherheit noch einen im Gürtel. Das war kein Spaß, so wahr ich lebe.

Da reite ich nach Weihnachten los, in der größten Hitze, weil die Tage am längsten sind, und bin auf halbem Wege. Immer durch den Mato. Ich habe Durst, und - verflucht! - meine Flasche ist leer. Dort, wo man Glück hat, wenn man alle zwei Stunden eine Hütte sieht! Nun, ich habe Glück, da steht eine. So ein Rancho, wo Kabokler wohnen. Wissen Sie, was die sagen? 'Wenn die Arbeit was Gutes wäre, hätten sie die Reichen für sich vorbehalten.'

(Rancho ist ein kleiner Schuppen. Caboclo bezeichnete früher die Mischlinge aus Indios und Negern. Da die besitzlose Landbevölkerung im Landinnern außer

Portugiesen, Spaniern, Polen und Arabern oft Afrikaner unter die Ahnen zählt, wurde dieses Wort die Bezeichnung für den Eingeborenen im allgemeinen, wenn ihn der Kolonist nicht lieber "Rappelschwanz", "Barrankenhucker" oder, wenn er ein wenig dunkler ist, einen "Blauen" nennt.)

´Eh´, rufe ich, ´a-eh, wollen Sie mir einen Gefallen tun? A-eh! Ich will einen Schluck Wasser!´ - und dann warte ich wieder.

´Warte nur´, ruft jemand. Eine Alte mit heiserer Stimme.

´Der Chico (Schiko) bringt dir Wasser!´

Und tatsächlich! Aus dem Rancho kommt ein Makake mit einer Kuje. ("Macaco" nennen die Portugiesen alle Affen der Welt, und die Kolonisten, die zu Hause im Schwarzwald

keine gesehen hatten, glauben gerne, daß Makake oder Miko das beste Wort für die sympathischen Tierchen ist. Eine Cuja ist ein Kürbis, den der liebe Gott schon in Gestalt italienischer Weinflaschen wachsen läßt. Die trockene, harte Schale dieser Kürbisart gibt Teller für Reis und Bohnen, Becher für Matetee, und der ganze Hausrat rankt im Frühjahr am ersten besten Baum neben dem Haus empor.)

Kommt der Affe schön langsam und bringt das Wasser. Ich sage: 'Danke, excellenzia, ich danke, verehrter Herr' und trinke. Man bekommt nicht überall so ein klares, reines Brunnenwasser. Und dann denke ich: Ob nicht die Leute einen Happen zum Essen haben? Vielleicht haben sie auch schwarze Bohnen für gutes Geld.

Ich rufe also wieder: 'A-eh! Habt ihr was zu essen? Ich zahle!'

Die Alte mit der krächzenden Stimme ruft: 'Nein! Ich kann dir nichts geben!'

Ich frage: 'Nichts?'

Die Alte: 'Ist niemand zu Haus!'

'Donnerwetter', sage ich, 'die Dumme! Fällt ihr keine bessere Ausrede ein?'

Ich rufe: 'Ich will zahlen! Kann auch ein Stück Scharke sein!' Charque ist trockenes, salziges Dörrfleisch.

'Ist niemand zu Hause!' ruft sie wieder.

Jetzt wird's mir zu bunt. Ich springe ab, laufe zum Rancho - der Affe ganz aufgereggt neben

mir her -, sage 'Licentia - ist's erlaubt -',
schaue zur Luke hinein, und - so wahr ich
lebe! - es war kein Mensch zu Hause! Der
kleine grüne Papagei hatte alles gesagt!"

So ungefähr lauten die kleinen Geschichten
aus dem Wald, die auf "katharinensisch"
weitergesagt werden. Von den Scherzen und
Fabeln bis zur aufgeschriebenen Erzählung,
von den ersten Erzählungen bis zur Literatur
ist es weit. Ob der Weg noch beschritten
werden kann? Eine Minderheit in einem
Meere von sechzig Millionen Seelen kann
nicht für alle Zeiten eine eigene Sprache
wahren. Dichte Wälder und schlechte Straßen
schützen noch die junge, kaum hundertjährige
Sprache . . . und wir wollen hoffen, daß sie
nicht allzu bald verstummen wird!

BRASILIANISCHES PORTUGIESISCH

Es gibt eine Geschichte über Touristen, die das Capitol in Washington besuchen. Der Fremdenführer erklärt: "Hier wurde es beschlossen, daß Englisch die Sprache Amerikas werden soll" Ein Engländer fragt erstaunt: "Und warum wurde dieser Beschluß bis heute noch nicht ausgeführt?"

Der Versuch auszuwandern ist keiner europäischen Sprache vollkommen geglückt. Das Französisch Kanadas (von Haiti nicht zu sprechen), das Holländische in Südafrika oder gar Curaçao, das Portugiesische in Brasilien sind Beispiele, zwischen denen sich manche lehrreiche Parallele ziehen ließe. Die Ergebnisse ähneln einander in einem: der Europäer staunt, lacht oder flucht, je nach seinem Temperament, wenn er sie hört.

Als die Kolonialmächte von den überseeischen Ländern Besitz nahmen, schickten sie nicht ihre Sprachmeister hinüber. In Jeremias Gotthelfs "Uli der Pächter", der um 1830 spielt, ist von einem Gauner die Rede, der mit einer großen Summe Geldes verschwand. Die Nachbarn meinten, er ging "wahrscheinlich den Weg aller Spitzbuben, das heißt, nach Amerika". Die Adligen, die die Könige von Spanien und Portugal mit gewaltigen Ländereien belehnten, dachten an Geld, Kaffee und Zucker und vergaßen es meist, Bücher mitzunehmen. Selbst die Jesuiten, die in Paraguay einen ganzen Staat besaßen und in Brasilien mächtig wurden, interessierten sich mehr für den Handel mit Chinarinde, dem "Jesuitenpulver", das mit Gold aufgewogen wurde, als für den höheren Unterricht. Der Katechismus genügte, um den Eingeborenen die Pforten des Himmels zu öffnen.

In Brasilien war die sprachliche Entwicklung durch besondere politische Zustände beeinflusst: Holländer und Franzosen landeten an der Küste, hielten sich eine Zeitlang gegen die Portugiesen und hinterließen, da die Indiomädchen außerordentlich vorurteillos und freigiebig waren, eine zahlreiche Mischbevölkerung. Die Portugiesen, die es bald herausgefunden hatten, daß der Indio als Arbeitssklave nicht zu gebrauchen war, importierten schiffsladungsweise Neger aus Angola oder von Plätzen, wo sie billiger waren. Das Land aber war groß, die Wälder aufnahmebereit, und ganze Scharen von Sklaven, die es verstanden hatten, im afrikanischen Urwald zu leben, lernten es jetzt, den brasilianischen zu meistern. Die Indiofrauen empfingen sie nicht weniger freundlich als die holländischen oder spanischen Herren. Die Kinder - die caboclos

- haben sich in ihrer Bedürfnislosigkeit, mit einfachsten Mitteln arbeitend oder ohne zu arbeiten, die Früchte des ewigen Frühlings genießend, durchgesetzt. Sie sind die eigentlichen Herren des acht Millionen Quadratkilometer großen Landes, in dem auch heute die Städte Anachronismen aus Eisenbeton sind.

Diese kurzen Bemerkungen werden erkennen lassen, daß die Regeln der gemütlichen, schrittweisen Sprachentwicklung für das Entstehen des Brasilien-Portugiesisch nicht gelten.

Nicht weniger bewegt, wenn auch weniger romantisch verlief die jüngere Entwicklung. Bald nach der Sklavenbefreiung, um 1890, begann ein Teil des europäischen Einwanderungsstromes nach Brasilien zu fließen. Es kamen Deutsche und Italiener,

merkwürdig viele Polen und Syrer, einige Japaner. Es kamen Portugiesen, die, bekannt als hartnäckige Träumer, in verlorenen Kolonien noch immer ihr Eigentum wähten. Viele kamen von den Azoren, die für die rasch wachsende Bevölkerung auf einmal zu knapp wurden. Als schließlich die Kanadier das Gefälle zwischen dem Hochland von S[*a~*]o Paolo und dem Meer zur Anlage des größten Wasserkraftwerkes in Südamerika ausnützten, wuchs auf einmal die Stadt S[*a~*]o Paolo auf, der Schrittmacher des sonst etwas schläfrigen Landes. Hierhin strömten die Europäer vor und nach ihren Weltkriegen. Hier fanden sie wieder Asphalt unter ihren Füßen.

Die Portugiesen waren eine Minderheit in der Menge. Ihre Durchschnittsbildung war die niedrigste. Als der brasilianische Staat ein Gesetz erließ, daß nur die, die lesen und

schreiben können, die Staatsbürgerschaft erhalten, waren sie bereits alle da, und der Prüfung konnten nur die mitteleuropäischen Ärzte, Advokaten und ihresgleichen unterworfen werden. Daß trotzdem die Sprache der Kolonisatoren die des Landes blieb, könnte sonderbar erscheinen.

Der Grund war einfach: Die vielen verschiedenen Einwanderer brauchten eine Verständigungssprache, eine möglichst einfache, wortarme, anspruchslose Sprache, die das Zusammenarbeiten ermöglicht, wie die Zeichensprache der Karthäuser, die ihr Schweigegebot nicht verletzen und doch miteinander Likör brauen. Und diese Sprache war im vorigen Jahrhundert bereits vorhanden.

Sie entstand, weil die Sklaven, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Mehrheit der

Bevölkerung bildeten, aus ganz verschiedenen Gebieten Afrikas stammten und sich untereinander nicht verstanden. Ebenso wenig verstanden einander die Indios, die Tupi- und Guaranistämme. Die Sprache des Brotherrn oder jener Bruchteile dieser Sprache, den der Herr über Leben und Tod seinen Leibeigenen mitteilte, damit sie seine Befehle verstünden, war das einzige Mittel. Familien wurden zerrissen, die Kinder verkauft, der Gutsherr stiftete oder trennte die Ehen. Nur in ganz wenigen Siedlungen konnten sich die afrikanischen Sprachen erhalten. Wie die Familien zerrissen ihre Sätze, wie die einzelnen blieben einzelne Wörter erhalten.

In einem waren die Portugiesen von den nördlichen Sklavenhaltern verschieden: sie verbanden sich gerne mit den dunklen Frauen, verstanden es, die Schönheit der Mulattinnen zu schätzen, und erkannten die Kinder als ihre

eigenen an. Selbst heute genügt blaues Blut nicht, um die Zugehörigkeit zur brasilianischen Aristokratie zu beweisen: es gehört ein rembrandtfarbener Hautton und ein gewisser warmer Glanz der Augen dazu.

Die Gutsherrn gingen sogar weiter: auch die weißen Kinder, die der meist recht toleranten Hauptfrau, wurden der schwarzen Amme zum Aufziehen gegeben. Die "schwarze Mutter" hat sich ihr Bronzestandbild in S[*a~*]o Paolo redlich verdient. Sie hätte sogar ein künstlerisch wertvolleres verdient, denn sie hat Akzent und Intonation der brasilianischen Sprache geschaffen.

Es wäre zu viel verlangt gewesen, wenn die schwarze Mutter die aus dem Latein gewordenen grammatikalischen Formen hätte lernen und weitergeben sollen. Man gab ihr eine vereinfachte Sprache - eine, in der das

nunquam vidi (ich habe nie gesehen) zu nunca
vi geworden war -, und sie vereinfachte sie
weiter und sprach sie wie Ewe oder Suaheli.
Der fazendeiro, der Gutsbesitzer, lachte
wahrscheinlich, als er seinen Sohn die
Sklavensprache sprechen hörte. Sein Enkel
kannte keine andere mehr. Schon das
Portugiesische, das die Spanier als einen
Dialekt ihrer Sprache betrachten, vereinfacht
die Wörter: aus dem spanischen manzana
("Apfel") macht es maça, aus media (der
Strumpf) meia, aus fidel igles (der Getreue
der Kirche, der Gläubige) fregues, aus
generacion wird geraç[*a~*][*o~*]. Die
Schöpfer des Brasilianischen vereinfachten
auch die Grammatik. Die zweite Person der
Verben fiel weg, die zusammengesetzten
Verbalformen verschwanden, der Gebrauch
des Konjunktivs wurde eingeschränkt.
Gleichzeitig verschwanden die Abstrakta, für
die vielleicht die Sprachen der Gold- und

Elfenbeinküste keine Äquivalente hatten. Es verschwanden die Namen der Dinge - und sie sind sehr zahlreich -, die im Inneren Brasiliens nicht vorkommen.

Ein Satz einfacher Wörter ermöglicht schon die Verständigung zwischen anspruchslosen Menschen. Tem heißt "es gibt", "es ist da", "steht zur Verfügung", "ich glaube dran", "es existiert". N[*a~*]o tem verneint die Existenz und heißt, "es ist abwesend", "bedauere sehr", "Sie können es nicht erhalten", "es war da, aber es ist vergangen". Quero drückt alle Wünsche aus: "ich möchte", "ich mag", "ich bin einverstanden", "ich pflichte bei", "ich sehne mich danach", "ich strebe es an", "ich will es . . ." N[*a~*]o quero demnach: "ich lehne ab", "ich weigere mich", "ich gebe mich dazu nicht her", "es liegt mir nicht", "es widerstrebt mir . . ." wozu die Flut von Wörtern für das, was mit quero und n[*a~*]o

quero so klar gesagt ist? Mit den Zeitwörtern für essen, trinken, schlafen ist so gut wie alles gesagt, was im Leben gut ist, mit jenen für arbeiten und schmerzen alles, was schlecht ist. Keine der am Schreibtisch erfundenen Kunstsprachen hat diesen Grad kühner Vereinfachung erreicht. Es ist durchaus verständlich, daß sich die europäischen Einwanderer freudig dieses einfachen Systems der Verständigung bedienten, zumal die Italienisch oder Latein Verstehenden bald die klassischen Brocken aus dem Wortgemisch zusammensuchten.

Den einfachen Satz aus dem Geographiebuch: "Die Sprache Brasiliens ist das Portugiesische" können wir jetzt viel genauer formulieren: "Die Siedler in Brasilien und ihre Nachkommen verwenden ein vereinfachtes Portugiesisch zur Verständigung". Gewisse Einwände könnten

da nur gegen das Wort "vereinfacht" erhoben werden. Aus den fremdartig klingenden afrikanischen Sprachen blieben die Namen der (wahrhaftig bemerkenswerten) Speisen erhalten, mit denen die Sklaven ihren Herrn erfreuten und die heute noch im Norden des Landes traditionsgetreu zubereitet werden, wie Vatap[*a`*], ein köstliches Gericht aus Krabben, Kokosmilch und scharfen Gewürzen, oder Sarapatel, eine Art duftiges Schildkrötenragout. Aus den Indiosprachen verblieben die geographischen Namen, denn auch, wo die Indios gründlich ausgerottet wurden, erkundigte man sich offensichtlich mit Sorgfalt, wie sie die Gegend benannt hatten. Hier und da ist also in der sonst so einfachen Sprache von Orten wie Pinhamondangaba, Jacupiranga oder Caraguatatuba die Rede, die pietätvoll sonst verklungene, heute nur wenigen verständliche Silben wahren.

Die einfache Sprache hat Vorteile: man kann sich mit tem, n[*a~*]o tem, quero, n[*a~*]o quero und einem Dutzend fertigen Sätzen von der argentinischen Grenze bis nach Guaiana überall verständigen. Sie hat auch gewisse Nachteile: sie ist so einfach, daß sie den Analphabeten daran hindert, lesen und schreiben zu lernen! Die Buchstaben sind ja sinnlos, wenn sie zu unverständlichen Wörtern gereiht werden. Eine ebenso wohlmeinende wie naive nordamerikanische Organisation entsandte Unterrichtsgruppen, um erwachsenen Brazilianern die Kunst des Lesens beizubringen. Die Unternehmung scheiterte. Die Fibel war zu kompliziert: sie enthielt das Bild einer Zwirnspule, eines nie gesehenen Objektes, eines Segelbootes - ja, was ist ein Boot? Ein Segel? Ein Steuer? Ein Kiel? Eine Welle? Es ist sinnlos, Wörter zu lesen, die man nicht kennt. Es ist ebenso

sinnlos, Kindern Märchen aus unverständlichen Wörtern vorzulesen. Es war einmal ein König . . . was ist ein König? Er lebte in einer Burg . . . was ist eine Burg? Bevor man liest, muß man Wörter kennen, und ihrer fünfhundert genügen nur zum Leben, zu sonst nichts. "Eure Rede sei ja, ja; nein, nein . . ." Wer befolgt noch das biblische Gebot, wenn nicht der Mann, dessen Muttersprache das brasilianische Portugiesisch ist? Schwer wird es nur, zwischen den zwei Wörtchen zu wählen, wenn es eine Volksabstimmung gibt und die Frage lautet: Billigst du den Zusatz zur Verfassung, derzufolge . . . Was heißt billigen? Zusatz? Verfassung?

Ohne zu lesen, ist es unmöglich, den Sprachschatz zu erweitern. Ohne Sprachschatz kann man nicht lesen lernen. Aus diesem Kreis gibt es keinen Ausweg.

Wollte man alle Folgen dieses Zustandes schildern, müßte man brasilianische Zeitgeschichte schreiben.

Es ist für den Menschen, der gewohnt ist, in zehn- oder zwanzigtausend Wörtern zu denken, ein unschätzbares Experiment, sich längere Zeit einer Sprache von fünfhundert Wörtern zu bedienen. Es lehrt überzeugend, was wesentlich ist. Es lehrt eine subtile Ökonomie des Ausdrucks. Es lehrt, die Entfernungen abzuschätzen, die eine Sprache zurücklegen muß, bis sie eine Literatur besitzt.

Wir alten Europäer nehmen es als selbstverständlich an, daß man eine Sprache auf dem Wege ihrer Literatur betritt. Wir greifen zuerst immer nach dem Buch. Es ist erschreckend und verwirrend, einer Sprache zu begegnen, die kaum greifbare Spuren auf

dem Papier hinterlassen hat. Und auch was das Wort "kaum" freiläßt, ist für den verwöhnten Westeuropäer schwerlich als "Buch" zu bezeichnen. Zwei Werke haben in den letzten Jahren die Auflageziffern erreicht, die beweisen, daß sie nicht nur von Snobs und Intellektuellen gelesen wurden. Das eine wurde von einer etwa vierzigjährigen Negerin geschrieben. Sie sammelte Altpapier in S[*a~*]o Paolo, und da sie die Buchstaben kannte, benützte sie die weißen Blätter zur Beschreibung ihres Alltags. Die Zettelmenge wurde von einem Kenner der Rechtschreibung umgeschrieben und veröffentlicht. Es wurde zu einem menschlich hochinteressanten Dokument, dessen besonderer Reiz eben in der steinzeitlich-einfachen Sprache liegt. Das zweite ist die Autobiographie des Fußballhelden Pel[*e`*]; da er nicht einmal die zwei Volksschulklassen der obengenannten Autorin besucht hatte,

erzählte er sein Leben, und der schrieb, lieh ihm die Wörter, und da der Verfasser auch nicht imstande war, mit drei Kreuzen zu zeichnen, trägt das Titelblatt den Abdruck seiner Fußsohle.

Das, was das Portugiesische von der großen Schwestersprache, dem Spanischen, unterscheidet, ist schon das Fehlen der "großen Literatur". Der Name des einzig bekannten Dichters, Cam[*o~*]es, ist nie über die Grenzen gedrungen. Er war ein geschickter, begabter Nachahmer Petrarca's und Tasso's. Dem Brasilianer ist diese Sprache mit ihren mythologischen und historischen Anspielungen so unverständlich, daß auch in der Mittelschule nur wenige Zeilen von ihm gelesen werden.

Brasilien ist eine Sprachinsel im Spanischen Meer, das von Feuerland bis nach Texas und

Kalifornien hineinreicht. Praktische Gründe würden dafür sprechen, für Schule, Zeitung, Theater und Radio das Spanische zu verwenden. Die Hochschüler studieren heute schon meist aus den spanischen Werken. Man könnte so, wie die Schweizer ihr Schwyzerdütsch im Alltag, das Hochdeutsche in der Schrift verwenden, die beiden iberischen Sprachen gleichzeitig benützen. Der intellektuelle Gewinn und letztlich eine Bereicherung des Brasilien-Portugiesisch wäre sicher.

Gegen eine derartige Reform sprechen nur patriotische Gründe, von denen wir wohl wissen, daß sie jene der Vernunft übertrumpfen. Die Idee des Nationalstaates, wie sie die Französische Revolution schuf, ist langsam bis zur Peripherie gekommen . . . 1848 erreichte sie Osteuropa, in unserer Zeit Ägypten und Afrika. Je weiter wir uns vom

Kulturzentrum Europa entfernen, um so stärker werden die dort schon längst überholten Ideen. An der Peripherie ist Patriotismus noch eine mächtige Idee. Man muß geduldig warten, bis sie abklingt.

Eine Sprache ist etwas Lebendiges. Technische Ideen wie Buchdruck, staatspolitische Ideen wie die des Nationalstaates beeinflussen sie. "Brasilien ist ein Zukunftsland", pflegt man zu sagen, und wenn auch die Pessimisten dazusetzen "und wird es ewig bleiben 🇧🇷", müssen wir uns auf dramatische Wendungen vorbereiten. Das amerikanische Englisch beeinflußt die lateinamerikanischen Sprachen, woran die Armeen aus Generälen und die Flotten aus Admirälen nichts ändern können. Die Würstchen verwandeln sich in "heiße Hunde", der elektrische Strom schwemmt die Schallplattensprache ein. Batterien und

Transistoren toben bis in den Urwald hinein. Sprachen, die sich nicht hinter Bücherregalen verteidigen, sind gefährdet. Das brasilianische Portugiesisch dürfte bald auch anders klingen.

BOTOKUDISCH

Ich möchte gerne Botokudisch lernen!

Ich wünsche es aufrichtig, und ich werde mich bemühen. Ich wollte, ich könnte heute beginnen. Es eilt. Es gibt gute Gründe dafür.

Italienisch zu lernen hat gute Gründe: man braucht es zum Verständnis der Mozart-Texte, und man lernt es, damit die italienischen Porträts in den Gemäldegalerien nicht so geheimnisvoll lächeln. Lächelt nicht Mona Lisa einfach über die, die kein Toskanisch verstehen? Spanisch ist unentbehrlich, wenn man die Weisheit aufnehmen will, die Sancho Pansa in unsterbliche Formeln faßt, Französisch, wenn man lesen will, Englisch, wenn man Wert darauf legt, die Wetterlage subtil zu analysieren, die Computer-Sprache, wenn man der Nachwelt eine Botschaft zu

hinterlassen wünscht . . . das Botokudische zu lernen hat einen anderen Grund: es stirbt.

Man weiß, daß der Mensch böse ist und nur mit jenen Gnade übt, die ihm dienen. Die kostbarsten, schönsten Tiere sterben aus. Wale, Elefanten, Adler sind selten, Luchs und Auerochs sind verschwunden, der Eisbär ist verurteilt; nur manchmal packt den Menschen im vorletzten Augenblick das Gewissen . . . und dann werden die letzten Büffel oder Trompeter-Schwäne unter Schutz gestellt, damit sie langsamer aussterben.

Wenige wissen, daß wir auch in einer Zeit des großen Sprachensterbens leben. Der simple Satz, von dem man vermeinte, er gälte nur für Fische, daß nämlich die Großen die Kleinen fressen, gilt seit einiger Zeit auch für die komplizierteste, eigenste Äußerung der Seelen: für die Sprachen! Es schwindet das

Gälische der Schotten, das Keltische der Bretagne, das Helgoländische leidet, die herrlichen ladinischen Dialekte wehren sich grade noch in einigen Alpentälern . . . um nur die nächsten zu nennen. Das wunderbar bunte Bild der europäischen Dialekte ist von der Zeitungssprache, den Regierungssprachen, den Radiosprachen bedroht. Die Uniform kämpft überall erfolgreich gegen die Urform.

Die bedrohten europäischen Sprachen haben eine letzte Verteidigungslinie: das gedruckte Wort. Sie können in Büchern weiterleben, wenn sie nicht mehr gesprochen werden! Sie können auch, wie das Latein es beweist, aus den Büchern auferstehen und immer wieder Gedanken kleiden und in Reimen erklingen. Sie sterben nicht ganz.

In den weiten Wäldern Brasiliens stirbt man ganz. Wo der Frühling ewig ist, dem

Wendekreis entlang, überwächst Wald und Gebüsch jedes Menschenwerk. Steinerne Grabkreuze der Menschen werden von Moosen und Wurzeln gespalten. Wenn eine steinerne Pfeilspitze zu Boden fällt, wird sie vom Laub, von Lianen und fallenden Stämmen begraben und liegt ein Jahrzehnt später ellentief in der Erde. Wenn hier ein Wort verhallt ist, ist es verhallt.

Vergänglichkeit ist hier Wirklichkeit und nicht nur ein Gleichnis.

In einem dieser Wälder gibt es noch dreihundert Menschen, die eine jahrtausendealte Sprache kennen, sprechen und wahren, solange sie noch leben dürfen. Die letzten dreihundert eines Volkes, das einmal ein Gebiet beherrschte, das durch keine Linie auf der Landkarte begrenzt war. Vor fünfzig Jahren gab es noch dreitausend.

Wie grausam die nächsten fünfzig sein werden, wagen wir kaum auszudenken.

Die letzte Botokudensiedlung liegt nicht tief in unwegsamen Gebieten. Sie wäre dort gar nicht zum Tod verurteilt. Sie ist sogar ganz leicht zu erreichen: Man fliegt in vier Stunden von Rio de Janeiro nach Blumenau, erreicht von da in weiteren zwei Autostunden das Städtchen Hammonia (das seit dem Krieg "Ibirama" heißt), und ein Auto, das für rauhes Gelände gebaut ist und bereit ist, eine Reihe von Löchern statt eine Straße zu durchfahren, erreicht in drei bis vier weiteren Stunden die hundertsechzig Quadratkilometer Urwald, die der weiße Mann, zur Beruhigung des Amtsgewissens um 1910, den letzten, hier aus dem ganzen Staate zusammengetriebenen Botokuden angewiesen hat. Hier wurden sie von Herrschern zu einem Kuriosum im Tiergarten seltener Menschenarten.

Was Masern, Keuchhusten, Diphtherie und Schnaps übriggelassen haben, lebt noch. Man darf sie besuchen. Sie sind bereit, ihre Bögen und Pfeile zu verkaufen. Sie essen Brot. Sie sprechen ein wenig portugiesisch; sie können schon in einer Tochttersprache Roms betteln. Man hat ihnen schon Hosen geschickt. Sie pflanzen schon Mais und Bohnen. Sie haben schon kariöse Zähne. Sie sind nicht mehr so, wie sich Rousseau und Cooper die edlen Wilden vorstellten.

Ich nahe ihnen dennoch mit Gefühlen tiefer Hochachtung. Ihr Adel ist alt. Der lange Weg, den sie zurückgelegt haben, das, was sie erlebt haben, gebietet Respekt. Es ist mir nicht gegönnt, sie nach den Abenteuern auf diesem Weg zu fragen; ihr Lächeln, ihre breiten Backenknochen verraten nur eines:

daß sie mit jenen verwandt sind, die wir gemeiniglich "die Mongolen" nennen.

Wer lange reist, kommt zum Ziel. Die Menschheit reist schon lange, und es scheint, daß gegen Ende der letzten Eiszeit das Reisetempo besonders gemütlich war. Die Welt war unendlich, und jede Reise ging ins Blaue. Irgendwann brachen Familien in Asien auf und zogen nach Südamerika.

Die Gelehrten suchen die Wege, die durch keine Spur gezeichnet sind. Sind die Ur-Indios aus Polynesien gekommen? Haben sie über die Osterinsel kommend Südamerika gefunden? Oder sind alle über Kamtschatka, Aleuten und Alaska gewandert, bis sie das Feuerland fanden? Sind einige dieser Festlandwanderer auf Flößen nach den Inseln des Stillen Ozeans gezogen? Haben sie die

Süßkartoffel mitgenommen oder vorgefunden?

Die Gelehrten befragen die Gegenstände. Wäre es nicht aufschlußreicher, die Menschen zu befragen? Sie sind nicht ganz so vergeßlich, wie man annimmt: die Griechen von heute benützen noch Wörter Homers und rufen den Meeresgott Nereus, wenn sie das Wasser nero nennen - sollten die Botokuden von allen alten Göttern verlassen sein?

Wenn sie die Züge der Ainus aus Nordjapan tragen, scheint es wahrscheinlicher, daß sie über das Festland kamen. Dafür spricht auch, daß sie die Süßkartoffel nicht kannten, diese wunderbare Pflanze, die so rasch wächst, so gut sättigt und müde macht. Sie jagten und fischten. Die Pfeilspitzen schlugen sie aus Stein. Der Stein spricht und verrät, was die Worte verschweigen: Vor zwanzig- oder

fünfzigtausend Jahren schlug man auch in Asien Pfeilspitzen in der gleichen Form, vielleicht mit den gleichen Handbewegungen. Wer es damals verstand, die gefährlichste Waffe seiner Zeit herzustellen und zu handhaben, dem gehörte die Welt! Er durfte losgehen und sie sich untertan machen. Auch für den müden Botokuden in den abgelegten Hosen eines nie gesehenen Städters ist die steinerne Pfeilspitze kein totes Museumsstück. "Mein Großvater schlug solche", sagte einer, als ihm eine gezeigt wurde.

So nahe ist uns die Steinzeit! Der Botokude, der uns eine Hand gibt, reicht mit der anderen in sie hinüber. Unser Gefühl der Überlegenheit schwindet, wenn wir an die Züge des Waldmenschen denken. Sie können unsere Buchstaben lernen, unsere Geräte handhaben. Wir können nicht einmal mit dem

fertigen Pfeil die tägliche Nahrung im Walde finden, geschweige denn, mit einem Stein eine Pfeilspitze aus dem Felsen schlagen! Und sie zogen bis zur Küste hinunter, wo ein Marmorberg steht, um reinweiße Pfeilspitzen zu haben, und schlugen sie aus Steinplatten, auf dem Amethyste wachsen, so daß die roten Pfeile Spitzen aus dunkelvioletten Kristallen tragen. Sie müssen demnach Worte für "schön", für "selten", vielleicht für "kunstvoll" besitzen!

Wo gibt es noch eine Familie, die, auf sich gestellt, im Urwald nicht elend verhungern würde? Der "Wilde" sorgte für die Familie, fand unter den ungezählten Pflanzen die eßbaren. Er fand eine, die die Weltgeschichte beeinflusste wie die Kartoffel: den Mandiokastrauch, in seiner Sprache Aipi. Die Portugiesen hätten im Lande nie Fuß fassen können, wenn die mehlig Wurzel dieser

Pflanze, die so einfach anzubauen ist - man muß nur ein Glied ihres Stammes in die Erde legen, damit eine neue Pflanze aufkeimt -, nicht nach Afrika gebracht worden wäre, dem Erdteil, der weder Mais noch Reis kannte und dessen Südteil zu ferne von den weizenbebauten Gebieten lag, wären dort nicht auf einmal zweihundert Millionen Menschen gestanden! Die Botokudenmutter zog ihre Kinder nackt im Walde auf. Wie konnten sie im unwegsamen Gebüsch gehen lernen? Wie gingen sie bloßfüßig dort, wo unsereins kaum im Stiefel durchkommt, wenn er sich mit dem eisernen Instrument den Weg freigeschlagen hat? Wie flochten sie sich Dächer? In der geheimen Sprache muß es geheime Anweisungen geben, aus denen wir vieles lernen könnten. Wie kann man es unten im Gebüsch erfühlen, in welchem Baum die wilden Bienen hausen? Wie kann man dann nackt ganz hoch in die Krone klettern? Und

wie kann man oben, wo sie stecken und sich wehren, mit einem scharfen Stein ein viereckiges Loch schneiden, die Waben, die einen ganz dunklen Honig wahren, herausnehmen und zu den Kindern hinunterbringen? Wie findet man die Bäume, unter deren Rinde ein Geflecht liegt, aus dem man die widerstandsfähigsten Bindfäden zieht? Wie flicht man aus diesen ein Fischnetz? Was ißt man, bevor der erste Fisch gefangen ist?

Wer zu den Botokuden geht und ihre Sprache nicht kennt, der kann alle diese Fragen nicht stellen; er wird aus ihnen nicht klug. Es ist traurig, daß die Leute, die sich die Mühe nahmen, zu ihnen zu gehen, überzeugt waren und sind, daß sie klüger seien. Sie kamen nicht, um Fragen zu stellen, sondern um den Leuten im Walde, die die Äffchen "unsere kleinen Brüder" nennen, etwas mitzuteilen:

daß unsere Leiden daher rühren, daß Urmutter Eva vom Apfel aß, daß aber bald ein himmlisches Jerusalem niederschweben werde, in dem die Auserwählten die verlorene Seligkeit wiederfinden würden - und auch diese frohe Botschaft wurde auf portugiesisch gegeben, so daß es nicht wahrscheinlich erscheint, daß die von langen Wanderungen müden Aino-Sprößlinge einen klaren Begriff von der Bedeutung Jerusalems hätten.

Es heißt, die Welt der Kolonialvölker sei jetzt dabei, sich vom Joche des weißen Mannes zu befreien. Wie so viele hochklingende Phrasen enthält diese nur ein Bruchstück der Wahrheit. Befreien können sich die Kolonisierten nur mehr von der Verwaltung der Weißen. Von allen mit Geduld, mit Gewalt, oft im besten Willen mitgeteilten Wahnvorstellungen gibt es keine Befreiung mehr. Und wenn der Präsident einer neuen Negerrepublik seiner

Freude in einer europäischen Sprache Ausdruck verleiht und die Verfassung seines Staates mit lateinischen Buchstaben ausfertigt, hat er gegen die Uniformierung der Menschheit noch immer wenig unternommen.

Die Kunstsprachen hatten wenig Glück. Man kann beim besten Willen nicht behaupten, sie hätten zur Verständigung unter den Menschen etwas beigetragen. Es scheint keineswegs leichter zu sein, eine Sprache zu schaffen als den Homunculus. Sie muß ihre Jahrhunderte reifen. Sie enthält die Erfahrungen, die eine Generation der nächsten mitgibt.

Die Verständigung mit den Botokuden war eine sehr einseitige. Frühere deutsche Siedler nahmen gerne Kinder aus dem Walde ins Haus. Sie lernten rasch und ausgezeichnet deutsch. Ein Blumenauer Arzt versuchte, mit Hilfe eines kleinen Mädchens eine Wortliste

zusammenzustellen. Aber wie kann man ein Wörterbuch schreiben, wenn die Waldmenschen keine Worte für die Gegenstände aus dem Eisernen Zeitalter haben und die Spätlinge der Bäume nicht nennen können, die den Zeitgenossen aus der Steinzeit geläufig sind?

Man näherte sich dem Botokuden mit Angst, mit Haß, mit Verachtung, im besten Fall mit Mitleid. Man unterstrich, daß er gegen den Zuckerrohrschnaps wehrlos war, ihm leicht verfiel... und vergaß, daß der Weiße dem Gifte der Indios, dem Tabak noch viel hilfloser verfallen ist, daß Massen von dressierten Zivilisationsträgern zwanzigmal am Tag von Abstinenzerscheinungen zittern, wenn sie ihre Zigarette nicht haben, und aggressiv werden, wenn man sie ersucht, ihre Umwelt nicht zu verstinken. Man tadelte die Kriegslust der Bogenträger und schoß mit Gewehren auf sie.

Ist es verwunderlich, wenn die Botokuden es vorziehen auszusterben?

Auszusterben ist unvergleichlich trauriger als zu sterben. Es ist ein unsagbar trauriges Schauspiel, eine Sprache sterben zu sehen.

Es gibt natürlich sicherere Urwälder. In der Tiefe des Mato Grosso werden noch Indiosprachen gesprochen. Guarani lebt in Paraguay und wird mehr gesprochen als Spanisch. Die Xavantes leben noch im wahrhaft wilden Westen. Das kann aber die Botokuden nicht trösten: ihre Sprache ist mit denen der anderen Indios in keiner Weise verwandt. Nicht nur in der Welt der Weißen, auch in der Indiowelt sind sie einsam.

Man liest heute die Geschichte vom letzten Mohikaner mit dem tröstenden Gefühl, daß das alles vielleicht nicht ganz wahr ist; daß

die dichterische Phantasie den Faden der Geschichte mitspann; daß die Vertreter der abendländischen Kultur gar nicht als Kopffjäger auf die westliche Hemisphäre kamen; daß, wie immer dem auch sei, die Wunden, die am Körper der Menschheit geschlagen wurden, längst verheilt sind.

Wenn es um die letzten Botokuden geht, ist jeder Trost dieser Art versagt. Wenn sie auch nicht gejagt werden wie vor fünfzig Jahren, so sind sie gegen ihre Feinde machtlos. Jetzt sind es die Holzhändler, die aus den letzten unberührten Urwaldbäumen Bretter schneiden wollen . . . und man plant einen Damm am Itajaifluß, der das ganze Reservat unter Wasser setzen würde. Man wird sie dann vielleicht auch in die Wälder des Amazonas schaffen. Ob sie vom subtropischen Urwald auf den Äquator umlernen sollen?

Noch sprechen dreihundert Menschen die Sprache, die den Weg von Alaska bis Südbrasilien zurücklegte. Noch wäre es möglich, die Totenmaske dieser Sprache abzunehmen.

Der Botokudenwald ist kaum fünf Stunden zu Pferd von meinem Holzhaus. Vielleicht habe ich nächstes Jahr Zeit. Dann werde ich wirklich botokudisch lernen.

AKADEMIEFERNES FRANZÖSISCH

Als erster Schritt zur Erlernung der französischen Sprache galt einmal der Vers

le b[*oe*]uf der Ochs, la vache die Kuh
fermez la porte die Tür macht zu.

Gewiß eine ausgezeichnete Einleitung: sie lehrt die Artikel, drei Hauptwörter und ein Zeitwort . . ., wir wären glücklich, wenn wir fünf solche Schlüssel zum Etruskischen hätten! Wir könnten schon feststellen, zu welcher Gruppe die Sprache gehört, wieweit die Etrusker mit den Hethitern verwandt waren - wir hätten den Eindruck, auf den Pfaden der Erkenntnis weit fortgeschritten zu sein.

Beim Französischen merkt man es bald, daß die Wörter nicht ganz so weit führen. Anatol

France erzählt die Geschichte vom Gemüsehändler Crainquebille, den der Wachmann auffordert, seinen Karren weiterzuschieben, während er auf das Wechselgeld warten will. Aus der Menge der Zuschauer ertönt das Wort vache, und Crainquebille wird wegen Amtsehrenbeleidigung verhaftet. Der Wachmann ist davon überzeugt, vom Gemüsehändler beschimpft worden zu sein.

La vache die Kuh . . ., ohne uns um den weiteren Verlauf des Prozesses zu kümmern oder in der beruhigenden Voraussicht, daß jemand, der wegen Amtsehrenbeleidigung angeklagt ist, allenthalben und allen Zeugenaussagen zum Trotz mit Sicherheit verurteilt wird, müssen wir fragen: Hätte ein deutscher Polizist bei dem Worte "Kuh" das seelische Gleichgewicht verloren?

Wahrscheinlich nicht - er hätte vielleicht erst bei "Kamel" zum Notizbuch gegriffen.

Selbst das allwissende Wörterbuch von Larousse stellt vache als harmloses Wort dar. Es dient auch zur Bezeichnung von Kuhleder; man kann "Schuhe aus Kuh" tragen, und die "tollwütige Kuh zu essen" gilt in Gallien offensichtlich als Zeichen übler wirtschaftlicher Lage. Aber Beleidigung?

Tatsache ist, daß neben dem Französisch, das gelehrt in die Wörterbücher eingetragen wird, andere Sprachen gesprochen werden, in denen französische Wörter sonderbare Bedeutungen haben: vache wäre darin ein "niederträchtiger Feigling", ein hundselendiger Kerl von einem Polizisten . . . der Anfänger, der das Sprüchlein gelernt hat, könnte in eine peinliche Lage kommen, wenn er die harmlosen Wörter an unrichtiger Stelle

verwendete. Aber "Kamel" muß doch überall als amtsehenbeleidigend empfunden werden! Auch das ist nicht gesagt. Das Kamel ist ein außerordentlich nützliches Tier, das seinem Besitzer Freude bereitet. Die Offiziersanwärter der Militärakademie "Polytechnique" hatten keine Bedenken, hübsche junge Damen als chameau zu bezeichnen. Wenn wir aber nun glauben, ein Wort der Soldatensprache gelernt zu haben, gehen wir wieder fehl: Die Offiziersanwärter der Marine bezeichnen junge Damen als touloulou, während die der Luftwaffe charnelle sagen. Es werden offensichtlich in Frankreich zahlreiche Sprachen gesprochen. Offiziell gibt es deren nur fünf: Französisch, Baskisch, Bretonisch, Katalanisch und das Provenzalische, das auch die Sprache des Oc oder Occitanisch genannt wird, da sie das Lateinische hoc für "ja"  verwendet - aber

die, die diese Sprachen sprechen, mischen kleinere oder größere Mengen ihrer Wörter ins Französische. Um zu unserer Kuh zurückzukehren: wenn ein Franzose die schlechte Sprechweise eines Ausländers charakterisieren will, sagt er: il parle comme une vache espagnole (er spricht wie eine spanische Kuh). In diesem Falle ist es aber der gestrenge Richter, der es nicht besser weiß als der Angeklagte: er müßte basque espagnole sagen! (Er spricht wie ein Baske aus Spanien.) Daß diese noch schlechter französisch sprechen als die Basken auf dem Nordabhang der Pyrenäen, sei gern zugegeben; sie dürften aber schwerlich vache und basque verwechseln.

Die Sprachen sind zählbar, die Dialekte im besten Falle schätzbar. Die Sprachgelehrten, die runde Zahlen lieben, nennen ihrer zehn, von denen die der Champagne, von Burgund,

Lothringen, das Wallonische und das Normannische am klarsten abzugrenzen sind. Von diesen war dem Normannischen die glänzendste Karriere beschieden, da ja die Normannen so erfolgreich gegen Engelland führen wie keiner nach ihnen; sie trugen dort das Ihre zur Schaffung der Landessprache bei, von der es nicht ganz zu Unrecht heißt, sie bestünde ausschließlich aus Fremdwörtern, die schlecht ausgesprochen werden. Das Normannische, das in Frankreich als Dialekt gilt, ist jenseits des Kanals Schriftsprache: es sagt statt nom (Name) noun, spricht das lateinische amita nicht tante, sondern aunt.

Mit fünf Fremdsprachen und zehn Dialekten ist der Sprachreichtum Frankreichs nicht erschöpft: es wären noch die Schweizer patois dazuzuzählen, von denen ältere Karten sechsundzwanzig nennen, die jetzt allerdings dem uniformierenden Einfluß der Zeitungen

und des Radios schnell zum Opfer fallen, um einer Art français fédéral Platz zu machen, das in seiner Art auch nicht viel besser zu sein scheint als das Schriftdeutsch schweizerischer Amtsstellen.

Die buntesten Abarten des Französischen, deren Vielfalt sich schon jener der Weinkarten nähert, bilden die Sprechweisen, die der Franzose selber als "français marginal" bezeichnet: die Mischsprachen der einstigen und der verbliebenen Kolonien. Suaheli und Französisch verschmolzen in Kongo, Malgache und Französisch in Madagaskar, Arabisch und Kabylich traten in Nordafrika in eine Verständigungssprache ein, die nur der analysieren könnte, der auch Spanisch, Italienisch, Maltesisch und Korsisch beherrscht. Es ist ein bemerkenswertes Phänomen, daß die "Dekolonisierung" - auch ein neues Kunstwort, das die Akademie erst

zur Kenntnis nehmen muß - noch lange nicht das Ende der "Neugeborenen" bedeutet; im Gegenteil: die erste Wirkung der Unabhängigkeitserklärung neuer afrikanischer Staaten war es, daß die Anzahl französischsprachender Nationen in der UNO stieg. Die Unabhängigkeitserklärungen selbst waren ja französisch geschrieben! Und daß die europäische Schul- und Schriftsprache in der politischen Selbständigkeit nicht zu verschwinden braucht, zeigen die längst befreiten Kolonien wie Haiti. Einem Franzosen, der vor kurzem die Insel besuchte, fiel nur eines auf, daß die eingeborenen Neger bei den Sätzen, die sich auf die Zukunft beziehen, wie Versprechen, stets ein si Dieu le veut (so Gott will) dazusetzen. Das ist natürlich iberischer Einfluß; auch die Portugiesen versäumen es nie, einer Zusage den fromm klingenden Nachsatz anzuhängen. Die wahre Bedeutung des Satzes liegt aber

anderswo, nämlich darin, daß der Sprecher nicht unbedingt verpflichtet ist, seine Verabredung einzuhalten. Tut er es nicht, so war es eben nicht Gottes Wille. Haitis neuester Diktator hat sogar den französischen Wortschatz bereichert. Es war bisher nicht möglich, das 1940 eingeführte Fremdwort "Gestap[*o`*]" zu übersetzen. Duvalier hat mit seinen tontonmacoute eine ähnliche Organisation geschaffen. Die Wörter, die sonst nur einen Kinderschreck bedeuteten, beschreiben jetzt die Formationen, die mit dem Knüppel für Ruhe, Ordnung und Begeisterung sorgen.

Das Französisch, das die Akademie nicht in ihre Bücher einträgt, verfügt außer Dialekten und "Marginalien" über ein nicht weniger reiches System von Ausdrucksformen: die "Argots".

Sie sind von den Dialekten scharf zu trennen. Die Dialekte sind langlebig, Argots vergänglich. Den Dialekt lernt man von der Mutter, das Argot von Freunden. Dialekte fließen ineinander über wie die Farben des Regenbogens. Ein Argot ist scharf abgegrenzt: es gehört einer Stadt oder nur einem Stadtbezirk, einer Schule, einer Berufsgruppe. Es ist erlernbar, und man kann es, im Gegensatz zum Dialekt, ablegen. Auch seine Position gegenüber der als richtig verbuchten Sprache ist eine andere: die offizielle Sprache verschlingt die Dialekte und wehrt sich, bei weitem nicht immer mit Erfolg, gegen das Vordringen der verschiedenen Argots. Wenn ein Argot-Wort eine Stelle in einer treffenden Verszeile, auf der unvergeßlichen Seite eines großen Romans erobert hat, ist es trotz aller Degen, die die vierzig unsterblichen Akademiker tragen, kaum mehr zu verhindern, daß es ebenfalls unsterblich wird.

Die "großen" Romane des ersten, auch literarisch interessanteren Weltkrieges, wie Feu von Barbusse, Capitain Conan von Roger Verceles, Croix de bois von Dorgeles, haben manchem Argot-Wort zum Siege verholfen.

Ebenso scharf wie gegen Dialekte sind die Argots - zu denen im Grunde genommen alle Fachsprachen gehören - gegen die fremden Wortsysteme abzugrenzen. Der zweite Weltkrieg hat zur Landung ganzer Divisionen amerikanischer Bezeichnungen geführt und das Phänomen hervorgerufen, das mit dem Wort - mit dem Argot-Wort - Coca-Colonisation bezeichnet wird. Es ist verständlich und daher auch verzeihlich, daß es zu einer scharfen Reaktion kommt, wenn man hört, daß Place Pigalle zu pig-alley wird . . . Der plötzliche Einbruch von Wörtern, wie self-service, quick-lunch, hot-dog, flirting und chewing-gum ist schwer zu bekämpfen, wenn

es auch durchaus möglich ist, die Substanz, die aus dem Menschen einen Wiederkäuer macht, als gomme [*a`]macher zu bezeichnen und das schöne Geschlecht davon zu überzeugen, daß es mit charme genausoviel erreicht wie mit sex-appeal.

Besonders schöne Beispiele von Argots sind die der verschiedenen Militärakademien. Diese Geheimsprachen verstärken das Zusammengehörigkeitsgefühl und halten sich lange in den Schulmauern. Die Schüler werden immer wieder darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es ist, Traditionen zu wahren; es ist selbstverständlich, daß sie sie hochhalten, wenn sie auch das Wort, wie in der Marineakademie, zu tradi verkürzen. Die Akademie in Brest bezeichnet ihre eigene Sprache als argot-baille, wobei baille eigentlich "Waschtrog" oder "Becken" bedeutet und der Kosenamen eines

Schulschiffes war. Der Neuling, hier fistot genannt, fühlt sich wie in einem fremden Land, bevor er gelernt hat, daß die Maschine chaffuste heißt, die englische Sprache youm, England selbst youmanie und daß es genügt, statt promotion, uniforme und coefficient nun promo, unif und coeff zu sagen. Er würde aber fehlgehen, wenn er glaubte, Wörter würden durch Weglassung der Endsilbe zu Argot; manche werden mit anderen Lehranstalten brüderlich geteilt. So heißt der Bordgeistliche bout, während der Feldkurat von der Militäarakademie in St. Cyr marab genannt wird. Das geteilte Wort ist marabout, das arabische Wort für einen frommen Einsiedler! Das Argot der Armee hatte immer einen außergewöhnlich großen Wortschatz für Schuhe; die jungen Seekadetten wählten nicht daraus, sondern verkürzten den Namen einer besonders aromatischen Käsesorte - chabichou zu bichou. Das Schuhband, das den

guten Sitz der Schuhe garantiert, wird folgerichtig zu garant de bichou.

Das verständlichste der Wörter, die für Landratten - hier Elefanten genannt - sonst geheimnisvoll klingen, ist fristi. Der vergleichende Sprachwissenschaftler erkennt darin das deutsche "Frühstück"; der Ausdruck gilt tatsächlich für die erste Mahlzeit des Tages, aber auch für alle anderen. Unter allen Formen des fristi bleibt fristipape das vornehmste: die Mahlzeit, die mit dem Kommandanten der Schule eingenommen wird. Einmal im Jahr wird jedem Kadetten die Freude zuteil, am Tische der höchsten, unfehlbaren Autorität als Gast zu sitzen. Wie schnell so eine Sprache entsteht, zeigt die völlig anders geartete der Ecole de l'air, der Akademie der Luftwaffe; bei der raschen Entwicklung der Raketentechnik ist es kaum anzunehmen, daß sie das ehrwürdige Alter der

Seemannssprache erreichen wird. Die Schule selbst ist die Falle, le pi[*e`*]ge, der Schüler daher le pi[*e`*]gard, wobei er im ersten Jahr allerdings nur als Häschen, poussin, betrachtet wird. Die Epauletten, die plats de nouilles, Nudelteller, heißen, sein für Luftkämpfe nicht gerade nützlicher Dolch, le curedents, oder Zahnstocher verleihen ihm auch keine höhere Würde. Wenn man erfährt, daß jedes komplizierte Instrument gnamagnama heißt, erinnert man sich plötzlich daran, daß Salon in der Provence, der Sitz der Militärakademie, auch die Heimatstadt des Nostradamus war, dessen Manuskript Faust im ersten Auftritt studiert - des Nostradamus, der im Ersinnen sonderbarer Wörter geradezu unübertroffen ist. Der Prophet scheint sogar eine Ahnung von einer Fliegertätigkeit gehabt zu haben, denn er sagt in seinem Brief an Heinrich II., daß vor dem letzten Krieg, der nicht nur die Länder der Christenheit, sondern die ganze

Welt ergreift, oiseaux insolites,
ungewöhnliche Vögel, durch die Luft sausen
und huy, huy schreien werden.

Die Militärakademie von St. Cyr, die heute
Ecole spéciale militaire interarmes heißt
(wobei interarmes für etwas, was zu allen
Waffengattungen gehört, auch ein Kunstwort
ist), hatte hundertsevenunddreißig Jahre Zeit,
ihre Sprache zu schaffen. Eine besondere
Eigenheit dieser Sprache ist die Verwendung
des griechischen, auch in der Chemie oft
verwendeten Präfixes hypo- für "unter" in der
militärischen Rangbezeichnung. Der
Oberstleutnant wird dadurch automatisch zum
hypocolon.

Das besondere Interesse der kleinen
Geheimdialekte liegt darin - und das
unterscheidet sie von manchen anderen, die
von ganzen Völkern gesprochen werden -,

daß sie eine Literatur besitzen. Es gibt Gedichte, Lieder, ganze Legenden, die in diesen Dialekten geschrieben wurden. Wir wollen es versuchen, eine auf deutsch zu erzählen:

Zur Zeit Napoleons des Dritten - des Dritten, der eigentlich der Zweite, richtiger der Letzte, war - liebte die ganze Militäarakademie von St. Cyr eine unvergleichlich schöne Tänzerin der Oper. Keine Heldentat schien den jungen Offiziersanwärtern zu gewagt, um die Schöne zu erobern, aber ihre Prinzipien waren eisern.

Unter fünftausend Franc lächelte sie nicht.

Kein Kadett verfügte über die märchenhafte Summe. Und es wäre doch schon viel gewesen zu sagen: "Einer der unsrigen . . ." Da hatte einer der zukünftigen

Schlachtenlenker einen geradezu napoleonisch-kühnen Einfall.

- Wir sind unsrer tausend. Am Monatsersten hat jeder von uns fünf Franken. Wir steuern zusammen und spielen sie aus. Wer verliert, hat um seine hundert Sous noch immer schöne Träume gekauft. -

Kein Zweifel: das war die einzig richtige Strategie. Sie wurde verwirklicht. Das Los fiel auf einen so geraden, so bildhaften Kadetten, daß man nur sagen konnte, die Tänzerin hatte Glück gehabt. Den Sonntag darauf zog der junge Mann die Galauniform an, setzte sich den mit dem casoar, dem Federbusch, geschmückten shako auf und meldete sich beim Ziel aller Träume und Wünsche. Die folgenden Stunden waren zu schön, als daß sie in klassischen oder militärischen Ausdrücken beschrieben werden

könnten. Dann stieg der Künstlerin ein beunruhigender Zweifel auf.

- Bist du wirklich Kadett?

- Gewiß!

- Was ist dein Vater?

- Auch Offizier.

- Wo zum Teufel hast du die fünftausend Franken her? Du hast sie wohl gestohlen?

- Keinesfalls.

- Mit der Regimentskasse durchgebrannt?

- Keine Spur!

- Sag mir sofort, wo du das Geld her hast!

Der Kadett, überzeugt, daß nichts die Erinnerung der verlebten Stunden trüben könne, erzählte, wie es hergegangen war . . . Die Künstlerin wurde nicht böse. Im Gegenteil.

- Ihr seid alle in mich verliebt?

- Alle.

- Und haben alle gezahlt?

- Bis auf den letzten Mann.

- Du auch?

- Natürlich auch.

Die Künstlerin war vollends gerührt.

- Großartig. Unvergeßlich! Tausend verliebte Kadetten! - Dann änderte sie ihren Ton.

- Aber warte. Ich werde dir zeigen, daß auch ich großzügig bin! Du sollst nicht sagen, daß du mich für schnödes Geld gehabt hast. Nein! Da hast du dein Geld wieder!

Und sie gab ihm seine fünf Franken zurück.

Manche Geschichte, manche Legende ist in Worten aufgezeichnet, die die maßgebenden Herren der Akademie noch nicht in die Listen eingetragen haben . . ., so ist es vielleicht nicht verlorene Mühe, noch einen Schritt weiterzugehen, wenn uns die Wörterbücher verlassen haben!

DAS RÖMISCHE

Zu den Mitteln, die philologische Tatsachen in weiten Kreisen bekannt machen, gehört heute auch der Tonfilm. Neben neuen Gesichtern, unbekanntem Landschaften erscheint - als Begleitung - manchmal ein Tonfall, der sonst nur auf einer kleinen Insel, innerhalb eines umschlossenen Mauernbereichs, ertönte.

Auch die Kinobesucher, die keine besonderen Interessen auf dem Gebiet der Romanistik haben, haben es bemerkt, daß Aldo Fabrizi und Anna Magnani anders sprechen als Kurvenköniginnen aus den Gebieten, die dem Absatz des italienischen Stiefels näher sind. Sie sprechen die ruhige, breite, im Alt und Baß am besten tönende Sprache Roms, das *romanesco*.

In der Heimat freut man sich über die Vielzahl der Dialekte, aus denen einer der eigene ist. In der Fremde ist man bereit, sich darüber zu empören, daß die Leute nicht so sprechen, wie es im Lehrbuch steht. Der Tourist, der in Venedig erraten möchte, was sich die Gondolieri einander zurufen, um im Dunkeln nicht zusammenzustoßen, kommt mit seinen Sätzen aus dem Sprachführer nicht viel weiter als mit den Brocken Erinnerung an ein wenig Schullatein. Und wenn er seine in Venedig erlernten Wörter in Genua anbringen will, wird ihm der Kellner bedauernd erklären, diese Sprache nicht zu verstehen. Wer dann aus Wörtern von Sizilien, Abruzzen und Latium sein eigenes Italienisch schafft, darf mit Heiterkeitserfolgen rechnen. Selbst Feldmarschall Radetzky, der fünfundzwanzig Jahre lang in Oberitalien ein mächtiges Besatzungsheer kommandierte, konnte niemanden erschrecken, wenn er in einem

höchst individuellen Gemisch von Venezianisch und Lombardisch donnerte. Dort, wo in einem Lande viele Dialekte gesprochen werden, muß eine Verständigungsmöglichkeit geschaffen werden. Es ist reizvoll zu betrachten, wie sehr diese Lösungen voneinander abweichen. Die Chinesen verständigen sich schriftlich und überlassen es der Herkunft des einzelnen, wie er seine Ideogramme ausspricht. Die Franzosen und Spanier erklärten den Dialekt ihrer Hauptstädte zur Schriftsprache, so sehr Katalonier, Portugiesen und Provenzalen protestieren und behaupten, eigene Sprachen zu besitzen. Die deutsche Lösung ist bekannt: die Konstruktion einer Verständigungssprache, die seit Luthers Bibelübersetzung so oft im Druck verwendet wurde, daß man fast vermeint, sie müsse irgendwo auch gesprochen werden. Die Norweger versuchten mit ihrem

Landsm[*a°*] etwas Ähnliches, aber mit weniger Erfolg. Die italienische Lösung ist einzigartig: der Dialekt einer einzigen Dichtung verwandelte die Sprache einer Stadt in die eines Landes: Dante schrieb toskanisch, und als er sein Werk vollendet hatte, war das Italienische geschaffen.

Während man in Deutschland vergeblich nach einem Städtchen suchen würde, in dem reines Hochdeutsch gesprochen wird und selbst Vater Goethe *Zweig auf Sträuch* reimt, gibt es in Italien ein Gebiet, in dem der Bauer auf dem Felde spricht wie das Buch - eine Tatsache, über die sich der Italiener am meisten wundert, wenn er nach Siena kommt. Die Pferdeknechte beim Palio entpuppen sich als wahre Sprachkünstler, Meister der grammatikalischen Feinheiten! Manzoni, der in seinen "Verlobten" Sir Walter Scott im vollkommensten Italienisch imitierte, zog

zuerst nach Florenz, um die Sprache zu lernen, oder wie er sich vorsichtig ausdrückte, "um seine Wäsche im Arno zu waschen". D'Annunzio, ein Bewohner der Abruzzen wie seinerzeit Ovid, auferlegte sich die gleiche Schulung - und ein geschwätziger Diktator unserer Zeit, der das nicht tat, machte sich durch sprachliche Schnitzer noch lächerlicher als durch politische.

"Rom ist die Hauptstadt Italiens", lernt man in der Schule. Es ist etwas Wahres daran. Aber kann eine Stadt diesen Titel beanspruchen, wenn sie den Ton, zumindest die Intonation der Sprache nicht angibt?

Papst Johannes XXIII. sagte einige Wochen nach seiner Krönung zu einer Gruppe von Pilgern: "Verzeiht, wenn ich etwas falsch mache - ich habe mich in den Papstberuf noch nicht ganz hineingearbeitet." Etwas Ähnliches

gilt für Rom; es ist noch keine hundert Jahre Hauptstadt Italiens. Wir können gleich dazusagen: Rom hatte nicht die geringste Ambition, Florenz aus der Rolle der Hauptstadt Italiens zu verdrängen. Die Hauptstadt der Christenheit zu sein, genügte vollkommen.

In dieser ruhigen Rolle durfte Rom die sprachliche Unabhängigkeit lange wahren. "Wahren", "Hüten" waren ja überhaupt die Hauptbeschäftigungen der Urbs. Die Säulen heidnischer Tempel, die Gebeine der Märtyrer, das Apostelgrab, das Rezept, die Leber mit Lorbeerblättern zuzubereiten . . . , alles mußte für die kommenden Generationen bewahrt bleiben; der heilige Petrus hütete nur die Schäfchenwolken, die vom Meere über die sieben Hügel zogen.

Der Beruf formt den Menschen, der Mensch seine Sprache. Wer hütet, eilt nicht. Er denkt in langen Perioden. Er wird sich hüten, Zeit und Geld gleichzusetzen. Wenn er wählt, zieht er es vor, Zeit zu haben.

Ruhig und würdig wurde der Bürger der Hauptstadt - der Hauptstadt einer Civitas Dei. Er bildete seine Sprache an den Inschriften, den Gesetzesformen. Er empfand das Latein, das in seinen tausend Kirchen gesprochen und gesungen wurde, nie als Fremdsprache. Breit, ruhig, etwas pathetisch klingt die Sprache, die hier dem Latein folgte.

Wie dieses Folgen im einzelnen war, wissen auch die Gelehrten nicht anzugeben. Fünfhundert nach Christi Geburt sprach Rom noch lateinisch. Als Karl der Große nach Rom zog, konnten sich die Kleriker seines Gefolges dort gut verständigen. Dann fällt ein

Vorhang. Als er um das Jahr 1000 herum aufgeht, spricht man schon italienisch. Diese Sprache ändert sich, entwickelt sich bis hin zu Petrarca, Dante und Boccaccio . . ., aber Petrarca dichtet noch lateinisch und italienisch, und daß Dante und Boccaccio Latein lasen, bedarf keiner Bestätigung. Sie, die das Italienische kodifizierten, ließen es nicht zu, daß es sich allzu weit von der Muttersprache entfernte. Seit ihrer Zeit hat sich so wenig geändert, daß der Italiener von heute leichter die Texte des Trecento liest als der Deutsche barockes Deutsch.

"Italienisch ist die einzige tote Sprache, die heute noch von fünfzig Millionen Menschen gesprochen wird" - sagte einmal jemand.

Im konservativen Italien sind die Inseln die, die die Vergangenheit am ehesten lebendig halten. Sardinien wahrt die lateinische

Endung -us der Hauptwörter, die anderswo durch die Ablativendung -o ersetzt wurde, Sizilien hat noch griechische, vielleicht sogar punische Wörter. Rom im Mauergürtel war immer so etwas wie eine Insel. Daß die Kirchensprache konservativ ist, ist bekannt. Sie änderte sich nur, solange es galt, Ausdrücke für Begriffe zu finden, die der sorglosen Antike fremd waren, wie Sünde, Buße, Gewissen und Gnade . . . Als die Formeln geprägt waren, erstarrten sie.

Fast so konservativ wie die Kirche ist die Küche. Auch sie befriedigt Bedürfnisse, die tief in der menschlichen Natur verankert sind. Auch sie ändert ihre Rezepte ungern.

Wenn ein alter Römer auferstehen würde und noch einen "denarius" in der Tasche hätte, bräuchte er nicht vor Hunger und Durst zu sterben. Das Geld, wenigstens die

Silbermünze, behält den Wert, denn denarius wird danaro ausgesprochen und bleibt verständlich; wenn fames und sitis heute fame und sete heißen, so werden sie mit dem gleichen Brot, dem gleichen Wein vertrieben: panis et vinum sind pane e vino. Zweitausend Jahre sind nicht viel Zeit!

Auch die Wörter für kompliziertere Gerichte haben sich wenig geändert: lumbuli hießen in Rom die Lendenstücke des Schweines, und innerhalb des Mauergürtels heißen sie auch heute lombelli. Sie werden auch genauso wie zur Zeit der Cäsaren auf Holzkohlen geröstet und mit Öl bestrichen, wobei die ersteren von carbones zur carbonella, letzteres von olium zu olio wurden. Als Nachtisch hielten sich die crustalae, das süße Gebäck, das nach Horaz die Lehrer den kleinen Schülern versprachen, um sie zum Lernen der Buchstaben anzuregen, und das Wort ist nur wenig

geändert: es heißt *crostata*. Kochsitten, Rezepte widerstehen den Jahrhunderten. Die alten Römer aßen zu den Totenmahlen Schnecken, die neuen essen sie, wenn sich die Sonne zum Sterben wendet, am Tage des heiligen Johannes oder zur Sommwendfeier. Die Opferpriester Apollos, des Gottes, dem der Lorbeerbaum heilig war, hüllten die Leberstücke in das Netz des geschlachteten Tieres, umhüllten die Stücke mit den duftigen Lorbeerblättern und rösteten sie so. Sie verspeisten das Gericht *ad majorem Dei gloriam*, zur höheren Ehre ihres Gottes. Wer heute in Rom "fegatelli" bestellt, wird mehr über solche Festakte erfahren, als die Archäologen angeben können. Unverändert sind auch Name und Zubereitungsart der Tintenfische. Sie spielten schon in der römischen Literaturgeschichte eine besondere Rolle, denn sie lieferten die Tinte für alles, was von Vater Ennius bis zu den spätesten

Kirchenvätern auf Papyrus gebracht wurde. Calamus hieß das Rohr, das gespitzt als Feder diente, atramentarium das Tintenfaß.


Wer heute nach calamaretti verlangt, erhält die wohlschmeckenden Bewohner des Mittelmeeres, das runde, zerschnittene Tintenfaß ist zu einem Häufchen von Ringen geworden. Selbst der Kellner, der die Spezialitäten der römischen Küche serviert, hat seine Sprache wenig geändert: "Fürwahr, ich komme": immo venio, rief er dereinst dem ungeduldigen Gast zu. Heute sagt er: M[*o`] vengo.

Daß die Kontinuität gewahrt wurde, daß noch heute dort, wo ein Haus oder eine Wohnung zu vermieten ist, ein rein lateinisches Schild mit den Worten est locanda herausgehängt wird, ist zu verwundern, wenn man bedenkt, daß der ruhige Gang der Ereignisse, das

stafettenartige Weitergeben der Worte dreimal gewaltsam unterbrochen wurde: in den erwähnten "finsternen" Jahren vor der Jahrtausendwende, in der Zeit, in der die Päpste Avignon beglückten und, wie es heißt, auf den Straßen und Plätzen Roms das Gras wuchs und zum letzten und gewaltigsten Mal vor knapp hundert Jahren, 1870, als die Bersaglieri des Königs von Piemont eine Bresche in die Stadtmauer an der Porta Pia schossen. Durch diese kamen durchaus wohlmeinende, modern denkende Männer, die aber nicht die Sprache Roms sprachen: die Italiener.

Es ist bekannt, daß sich der Papst in den Vatikan zurückzog und gelobte, so lange nicht herauszukommen, bis die Fremden nicht abgezogen wären. Es ist weniger bekannt, daß zahlreiche Adlige seinem Beispiel folgten. Herr Ponce de Leon, dessen Ahne auf der

Suche nach dem Jungbrunnen Florida entdeckt hatte, hielt es drei Monate aus und gab dann die Hoffnung auf. Fürst Lancelotti fand eine Zwischenlösung und verließ seinen Palast nur durch die Hintertüre, und auch das nur, wenn er dringende Geschäfte hatte, wenn er zum Beispiel die goldene Tugendrose einer katholischen Königin zu überbringen hatte - eine Aufgabe, die ihm allein obliegt. Die Fremden waren von weit gekommen: Piemontesen und Lombarden saßen auf den bequemeren Sesseln der Ministerien, während Sizilianer und Kalabrier, die zum Portiers- und Polizeiberuf neigen, den weltlichen Arm des neuen Staates stärkten. Die pontifikale Regierung, die keine Steuern erhob hatte und aus reiner Nächstenliebe regierte, wurde von den Monsignori der Tribunale bis zum letzten päpstlichen Scharfrichter, Mastro Titta, hinunter pensioniert. Die päpstlichen Zuaven zogen ihre roten Hosen aus.

Die neuen Herren verstanden einander schlecht. Sie mußten toskanisch sprechen. Daß das Römische nicht unterging - es waren kaum 100 000 Bürger in der Stadt, die heute fast drei Millionen zählt -, ist in erster Linie dem Umstand zu verdanken, daß die "Hauptstadt Italiens" zunächst neben jener des Kirchenstaates gebaut wurde. (Die Architekten, die zu Ehren Vittorio Emmanueles ein ganzes Stadtviertel abrisen und eine Art marmorner Schreibmaschine bauten, kamen später.) In den alten Palästen, in denen seit Jahrhunderten Familien des "schwarzen", das heißt päpstlichen Adels und ihr Gesinde wohnten, widerstand die alte Sprache. Unter den einströmenden Fremden fühlten sie sich mehr denn je einig, so wie dereinst Patrizier und Plebejer in Rom als "cives romani"  den Barbaren gegenüber zusammenhielten. Gewiß gab es dann, je

länger das weltliche Regime dauerte, hervorragende Fremde: aus Sizilien kam Pirandello, aus Sardinien Grazia Deledda, die beiden Nobelpreisträger der italienischen Literatur . . . aus den Abruzzen kam D'Annunzio, dessen Sprache der römischen am nächsten stand . . . aber sie gehörten nicht zur Urbs. Es möge hier nicht unerwähnt bleiben, daß es unter den Nobelpreisträgern einen gibt, der die Sprache Roms mit seltener Vollkommenheit beherrscht. Er ist aber nicht Literat, sondern Atomphysiker aus dem Kreise Fermis. Es ist Segre, der den Preis für Arbeiten über Antipartikel erhielt und jetzt in Kalifornien nur dann Gelegenheit hat, seine Meisterschaft auf diesem Gebiet zu beweisen, wenn er es einem Journalisten erklären will, wie man Antiprotonen fotografiert. Der Journalist verläßt ihn dann mit dem angenehmen Gefühl, daß er es auf italienisch vielleicht verstanden hätte.

Markgrafen der päpstlichen Nobelgarde, Droschkenkutscher und Atomphysiker hätten das romanesco nicht gerettet, wenn ihnen die Dichter nicht geholfen hätten. Sie waren es, die das Klangbild schriftlich festhielten, die die Rechtschreibung schufen; sie gestatten es dem Fremden, wenigstens passiv am Gespräch teilzunehmen.

Drei Generationen sind ein Jahrhundert. Drei Dichter haben für ein Jahrhundert Rom mit Versen in der Muttersprache versorgt: Belli, Pascarella und Trilussa. Sie sind das gemeinsame Geheimnis der Römer. Sie in das Italienische zu übersetzen, ist unmöglich, in fremde Dialekte sehr schwer. Und sie haben noch eines gemeinsam: keiner von ihnen hat eine Zeile Prosa geschrieben. Giacomo Belli schrieb seine Sonette im päpstlichen Rom. Gregor XVI., der schwächliche, letzter

Herrscher des Kirchenstaates, der sein Leben als solcher beschloß, wird geradezu "der Papst Bellis" genannt. Das Sonett war die Ausdrucksform Bellis, der nie ein anderes Versmaß benützte, und ihrer fast dreitausend zeichnen ein buntes, genaues, unglaublich lebendiges Bild der Zeit. Sie sind der letzte Ausdruck des "Ius Murmurandi", der den Bürgern des Kirchenstaates zustand. Schuster und Marktweiber urteilen in ihnen über satte Kardinäle, richtende Prälaten, Kurpfuscher, Polzeispitzel und was sonst "um die große Kuppel" herum lebte. Das Rom, das man in Goethes Schriften, in Scheffels Briefen nur ahnt, spricht aus den Gestalten Bellis. Nur zehn Jahre dauerte der inspirierte Taumel, der täglich neue, unabgenützte Reime schuf - dann schwieg der Dichter, eher reuig als stolz -, aber das Bild unverwüstlicher Frische lohnt an sich die Mühe, *romanesco* zu lernen.

Trilussa lebte, steinalt, bis in unsere Zeit hinein und starb um 1950. Wie Belli leistete er sein Bestes im Sonett, und subtile Ironie war seine Lieblingswaffe. Es fehlte ihm auch die würdige Zielscheibe nicht, der aufgeblasene Diktator, der den Unterkiefer vorschob und den starken Mann spielte. Zum Unterschied von den Päpsten der Romantik gab es kein "ius murmurandi" mehr, Pasquino war eine stumme Marmorfigur an der Ecke des Parteisekretariates. Trilussa beschrieb die würdelose Zeit in Tierfabeln. Er wurde zum größten Fabeldichter unseres Jahrhunderts, ohne daß ihn die Geheimpolizei auf die Liparischen Inseln schickte. Man fand es klüger, die Anspielungen - oder den römischen Dialekt - nicht zu verstehen. Vielleicht verstand man sie wirklich nicht, denn die Polizisten kamen aus Neapel, der Diktator aus der Romagna.

"Beschriebene Musik ist wie ein erzähltes Mittagessen" - meinte Grillparzer. Für beschriebene Dichtung gilt etwas Ähnliches. Wir wollen es daher versuchen, eine Trilussasche Fabel ins Deutsche zu übertragen:

LÖWE UND EULE

Ein Löwe war vom Circus ausgekommen

Und hatte seinen Weg nach Rom genommen.

*Dort traf er: - 's wird ein Zufall sein - die
Eule,*

Sie saß auf einer abgebrochnen Säule,

So still und steif, als säß' sie im Museum.

*- Wohin mein Freund? - Ich geh ins
Colosseum,*

*Ich hab schon lang kein frisches Fleisch
erwischt;*

In unserer Familie hieß es immer,

Dort werden schöne Christen aufgetischt!

*- So wird's gewesen sein, ich mach's nicht
streitig,*

Die Eule sprach's - aber du hast kein Glück,

Geh ruhig in dein Circuszelt zurück.

Die Christen fressen sich jetzt gegenseitig!

Hundert Jahre sind für eine Stadt, die sich die Ewige nennt, nicht viel Zeit. Immerhin beginnt sich Rom langsam in die Rolle der Hauptstadt einzuleben. Es heißt nicht mehr, daß Toskanisch das schönste Italienisch sei - "lingua toscana in bocca romana" - Toskanisch im römischen Mund - ist ein neues Ideal. Es klingt manchmal wie eine Geigensonate auf dem Cello; die erfolgreichen Filme der Nachkriegszeit haben

sie weithin bekannt gemacht. Sie ändert sich ein wenig, wird aber sicher noch lange nicht verklingen.

NEULATEIN

Schopenhauer liebte es, gegen die Professorenphilosophie der Philosophieprofessoren zu donnern. Ähnliche Lehren erklingen manchmal gegen das Professorenlatein der Lateinprofessoren. "Latein ist tot", heißt es, "denn es kann mit der modernen Wissenschaft nicht Schritt halten."

Das unpersönliche "es" kann tatsächlich nichts. Das Latein Ciceros und Caesars, jenes zitierte Professorenlatein, hat nicht einmal ein Wort für Fahrrad, Auto, Eisenbahn und Zigarette! Aber - wollen wir eilig dazusetzen - Goethes Deutsch hatte diese Wörter auch nicht. Ein wiedererstandener Goethe wäre unfähig, die Teile einer Rechenmaschine zu beschreiben. Bedeutet das, daß es besser gewesen wäre, zu Beginn des Jahrhunderts

der Industrie die deutsche Sprache zu begraben und eine ganz andere zu schaffen?

Latein konnte mit der Wissenschaft so schön Schritt halten, daß nicht nur Newton sein Weltbild in ihr entwarf, sondern auch der erste Entwurf einer nichteuklidischen Geometrie, Wolfgang Bólyais Tentamen, lateinisch erschien. Die Fähigkeit des Lateins, nicht nur rückwärts, sondern auch vorauszuschauen, beweist ein 1768 erschienenenes Büchlein über Luftschiffahrt (*Navis Aexia* von Boscovich) und eines über Elektrizität (*Electricorum Libri VI* von Parthenius) aus dem Jahre 1767.

Im vorigen Jahrhundert bauten die Naturwissenschaftler ihren privaten Turm von Babel. In der holden Illusion, daß die Forschung jenseits der Landesgrenze eigentlich nicht wichtig wäre, wurden in den modernen Sprachen die Nomenklaturen der

Technik aufgebaut. Anatomen und Botaniker und Zoologen blieben dem Latein treu, die Mathematiker und Chemiker verließen sich mit mehr oder weniger Erfolg auf die Formeln, die Hauptleidtragenden wurden die Techniker und die Physiker, die irgendwie doch noch das Wort zur Ergänzung der Formel brauchten. Heute wird geseufzt: "Wenn doch die ganze moderne theoretische Physik mit einer gleichzeitig wachsenden, lateinischen Nomenklatur aufgebaut worden wäre!" Die Physiker können sich nicht einmal der bewährten Übersetzer internationaler Kongresse bedienen, da diese in der unmittelbaren Nähe des Atomkerns unsicher werden!

Tatsache ist, daß um das Revolutionsjahr 1848 herum, als es auch auf deutschen Hochschulen gestattet wurde, die Prüfungen in der Alltagssprache abzulegen, das Latein

einschloß. Daß wir nicht "starb" sagen müssen, liegt - außer an den Professoren, die über die fünf Deklinationen und vier Konjugationen wachten - an den Dichtern, oder, wenn wir bescheiden sein wollen, an den Dichtenden. Ein großer Teil der Lyriker dichtet in der melancholischen Gewißheit, daß er kaum gelesen wird. Bei lateinischen Lyrikern fällt das kaum weg: auf die Persiussche Frage: *Quis leget haec?/vel duo vel nemo!* - Wer wird das lesen? Zwei Leute oder niemand! - antwortet jetzt ein einfaches "nemo".

Wer in seiner Muttersprache kein Dichter ist, wird es auch durch die Kenntnis lateinischer Formen nicht. Daher gab es unter den fünfhundert lateinischen Dichtern unseres Jahrhunderts - das ist die stattliche Zahl, die der fleißige holländische Humanist Jisewijn-Jacobs gesammelt hat - eigentlich nur einen

wirklichen Dichter: Pascoli, der auch in seiner italienischen Muttersprache zu den größten seiner Zeit gezählt wird. Bemerkenswert ist es jedenfalls, daß eine ganze Reihe kühner Latinisten ihre Feder aktuellen Ereignissen widmeten, wie zum Beispiel dem Burenkrieg, der eine ganze Sammlung von Oden und Epen inspirierte. Jisewijn-Jacobs schreibt über diese kaum beachteten Dichter: "die neohumanistische Dichtung kennzeichnet sich in erster Linie durch ihren erstaunlichen Wortreichtum. Auch wer die klassische Periode der römischen Dichtung beherrscht, muß bei der Lektüre dieser Schriftsteller oft zum Wörterbuch greifen. Die Neohumanisten benutzen den ganzen lateinischen Sprachschatz ohne puristische Vorurteile . . . ihre Sprache bleibt aber sauberes Latein, auch wo sie zu Formen übergehen, die notwendigerweise neu sind."

Und neue Formen mußten die Dichter finden, unter denen Papst Leo XIII. mit einem Gedicht über Fotografie, andere mit Lehrgedichten über die Pockenimpfung, das Bierbrauen, das Radfahren und "Radiotelephonie" figurieren!

Zu Beginn unseres Jahrhunderts schien es so, als ob das alte Latein mit diesen Poeten ausklingen würde. Die Musik beginnt und endet mit dem Lied. Die lateinische Literatur beginnt - der Sage nach - etwa um 700 vor Christi mit Fragmenten, die Numa Pompilius zugeschrieben werden, dann kommen Dichter wie Livius Andronicus, Naevius, Ennius . . . warum sollte die Literatur nicht auch lyrisch ausklingen?

Tatsache ist, daß sie nicht ausklang. Latein lebt, lateinische Kinderbücher erscheinen und erreichen hohe Auflageziffern, die neuen

Dichter schreiben weder für die Schublade noch für kleine Kollegenkreise. Wie kam es?

Die Historiker vom Fach haben sich noch nicht darüber geeinigt, wie der Gang der Ereignisse abläuft: sind es die großen Männer, die aufstehen und die Massen in Bewegung bringen? Sind es die Namenlosen, deren gemeinsame Regungen auf einmal zur Bewegung werden und irgendeinen an die Spitze, auf die Bühne der Geschichte stellen?

Die Anhänger beider Theorien können aus der Chronik des Neohumanismus Argumente für ihre Ansichten finden. Die von der formlosen Masse sprechen, werden in den Geschichten über Fischfang in der Straße von Messina, in den Versen, die der erste Weltkrieg, der Faschismus, in einem Falle sogar der Zionismus inspirierten, in den Übersetzungen aus so gut wie allen europäischen Sprachen

eine Materialsammlung sehen, die einmal ausgewertet werden müsste. Die anderen werden die Namen jener aufschreiben, mit denen man einen Anfang kennzeichnen kann.

Die letztere Gruppe hat es schwerer, denn im Anfang steht immer die Fortsetzung. Ist der erste der, der ein Wagnis unternahm? Der, der gehört wurde und Erfolg hatte? Wir wagen es nicht, zu entscheiden.

Jedenfalls sprang auf einmal die Idee auf, wieder einmal ein lateinisches Buch zu drucken - nicht ein Lehrbuch, eine Grammatik, ein Übungsbuch, ein Buch über Latein, eine Anthologie - nein: ein Buch! Der ungarische Latinist Mogyor[*o`*]ssy (lies: Modjorohschi), der in Philadelphia die Zeitschrift Praeco Latinus herausgab, übersetzte "Robinson Crusoe" ins Lateinische! Da mogyoró (modjoroh) auf

ungarisch die Haselnuß bedeutet, verdolmetschte er seinen eigenen Namen als Avellanus auf dem Titelblatt.

Hier könnten wieder zwei Schulen historischer Interpretation eine Diskussion beginnen. War es ein reiner Zufall, daß ein Ungar in den Vereinigten Staaten auf einmal an ein neulateinisches Buch dachte? Oder regiert in der Literaturgeschichte das Gesetz vom zureichenden Grund? Es spricht manches dafür, daß die Kultur am Ende der Kulturperiode notwendigerweise an die Peripherie flieht: Als in Rom schon die Barbaren hausten, las man am Limes noch die klassischen Dichter, und daß gerade die Ungarn fleißigst Latein studierten, hat auch seinen zwingenden Grund: weil sie sonst hilflos in ihre eigene kleine Sprache eingeschlossen sind. - Als unter Pius XII. auf einmal etwa dreißig Kardinäle kreiert wurden,

war es der Ungar Mindszenty, der im Namen aller dankte, denn er war es, der frei lateinisch sprechen konnte.

Das Buch wurde kaum beachtet; wie ich hörte, gelangte ein Exemplar davon nach Rom, und der Maler Chierico las es gerne, wenn er nicht gerade wieder sein Selbstporträt oder zwei Pferde mit langen Mähnen malte. Dann folgte wieder eine stille Periode im neulateinischen Schrifttum, die in der Außenwelt durch einen neuen Weltkrieg ausgefüllt war.

Im Jahre 1950 erwachte der Gedanke an das Buch zum Lesen (kein Lesebuch!) in Fidenza in Italien. Der Priester und Lateinlehrer Enrico Maffacini fand nach endlosen Ablehnungen einen Verleger für die Übersetzung des italienischen Kinderbuches "Pinocchio", für einen "Pinoculus"! Der

Erfolg war erstaunlich: Tausende lasen, sechs Auflagen folgten einander. Das Eis war gebrochen.

Erstaunlich? Eigentlich nicht. Wenn ungezählte Leute einen Schlüssel erhalten, der zu keinem Kästchen paßt, und wenn dann jemand endlich so ein Kästchen fabriziert, wird er allerhand Geschäfte machen.

Millionen von Oberschülern hatten Latein gelernt - gewiß nicht umsonst, denn sie sprachen dadurch richtiger Italienisch - aber sie hatten nie ein Buch gelesen, das ihnen richtig Spaß machte. Jetzt war eines da.


"Pinocchio" ist ein sonderbares Märchen: Grillen sprechen, ein Greis lebt jahrelang im Bauche eines Haifisches, Katzen, Füchse, Puppenspieler und Drachen erscheinen auf der Bühne der Ereignisse - aber es ist doch ein modernes Buch, denn alle Märchengestalten

erscheinen in einem Italien, in dem es auch Volksschulen, Carabinieri und Tribunale gibt. Man speist - was sonst in Fabeln nicht vorkommt - Spaghetti mit Tomatensauce, pasta tubularia oder farina aqua subacta ac tubulata, suco lycopersico condito - so heißt dieses Gericht, das Caesar nicht kannte, zumal die Tomate eine Frucht aus Peru ist; dann tritt der Besitzer des Marionettentheaters, der neurospasticus auf, und die blauhaarige Fee, puellula caesicapilla will auch übersetzt werden: Reverendo Maffaccini brauchte bereits alle Kunst der Neulateiner, um die Abenteuer der Holzfigur, des pupulus ligneus zu beschreiben, dessen Nase bei jeder Lüge wuchs.

Ideen liegen in der Luft . . . während im Pinoculus das Neulatein sich als Sprache vorstellte, arbeitete im Vatikan Monsignore Bacci an einem Wörterbuch - richtiger: an

einem Buch der Wörter, die im Wörterbuch nicht enthalten sind, dem Lexicon vocabulorum, quae difficilius latine redduntur. In der Zwischenzeit ist das Lexikon um fünftausend Worte gewachsen, und der einfache Monsignore, der die lateinischen Briefe und Enzykliken Pius XII. schrieb, wurde Kardinal, und das Lexikon ist ein überzeugender Beweis dafür, daß man moderne Texte sehr verständlich übersetzen kann. Wenn wir aufs Geratewohl in Baccis Lexikon hineinblicken, finden wir für Luftschiff *cymba volans*, für Flugzeug *velivolum* und *aerovehiculum* . . . der Flughafen ist *aeronavium portus*, das Sturzkampfflugzeug *velivolum ex improvise ad perpendiculum aggrediens*, der Helikopter *velivolum magnae helicae libramento suspensum*. Wir finden gleich drei Wörter für die Pfeife: *infumibulum*, *infurnibulum* und *infundibulum*, und wer für Rauchen nicht

einfach fumificare sagen will, darf auswählen:
nicotinianum fumum sugere, tabaci fumum
haurire und tabaci vapores sumere - wobei es
freisteht, diese als odoratos, wohlriechende,
oder foetentes, stinkende, zu bezeichnen.

Der Radioempfänger entpuppt sich als
"wellenklingende Büchse"  = scrinium
undisonum, es sei denn, man sagt sachlich:
radiophonicum instrumentum. Etwas
schwieriger scheint es radar zu sagen:
radioelectricum instrumentum exploratorium
ac praemonens, während die Television
einfach als imaginum transmissio per
electricas undas ist.

Die Wörter, die die "modernen" Sprachen in
den letzten hundert Jahren einführten, fließen
spielend in die "alte" über. Inflation? Chartae
nummariae nimiae ac vilescentis editio - oder
einfacher: nummariae chartae nimietas.

Nähmaschine? Sartoris machina. Auto? Autoraeda. Und um zu zeigen, daß auch die letzten Errungenschaften menschlichen Scharfsinns beschrieben werden können: die Atombombe ist globus atomica vi diplodens oder pyrobolum atomicum! Die Wasserstoffbombe wäre demnach atomicus hydrogeni pyrobolus, noch genauer: terrificus ab hydrogeno pyrobolus. Terrificus, schauderhaft, sine dubio, zweifellos!

Pinoculus, der Kasperl mit seinem Anzug aus Tapetenpapier (vestis ex charta floribus ornata), seinen Hosen aus Baumrinde (iugum calceamentorum ex cortice arboreo), seinem Hut aus Brotteig (pilleum ex medulla panis), hatte einen Weg gewiesen, das Wörterbuch des Kardinals gab die Mittel - es galt nur weiterzugeben. Grenzen auf der Landkarte sind leider mehr als Striche, und um die Idee in der angelsächsischen Welt zu

verwirklichen, mußte ein englisches Buch in "modernem" Latein gezeigt werden. Es war naheliegend, dazu das beliebte Kinderbuch von Milne, den "Winnie the Pooh", zu verwenden. Der Humor dieser Märchen, die eigentlich nur aus Gesprächen zwischen Spielzeugtieren, dem Bären Pu, dem Schweinchen, der Eule, dem Känguruh bestehen, liegt eben darin, daß sie auch im Zauberwald gewählt und wohlerzogen sprechen, wie Dons in Oxford, wie Lords im Oberhaus, wie - das ist der springende Punkt - Senatoren in Rom. Cicero hilft sofort, wenn es gilt zu übersetzen: "Das weißt du doch genau wie ich, Pu", sagte das Schweinchen, und der Bär sagte: "Bin durchaus deiner Meinung", und Schweinchen sagte: "Demgegenüber wäre zu bedenken", und der Bär sagte: "Du hast vollkommen recht, es war mir nur augenblicklich entfallen." Porcellus dixit: "neque tu is es, qui nescias, nonne Pu",

et Pu dixit: "mihi crede nihil sentio nisi de sententia tua, o Porcelle 📖, et Porcellus dixit: "Sed contra nos recordari oportet", et Pu dixit: "recte me admones, Porcelle, etiam si id per punctum temporis oblitus essem."

"Kinder lesen kein Latein, Erwachsene lesen keine Kinderbücher" - hatten vorsichtige Verleger gemeint. Kaum war aber das Büchlein gedruckt, las man anders: Lateiner lesen "Winnie ille Pu 📖-hieß es nun, und in zwei Jahren waren hundertfünfzigtausend Exemplare verkauft, wobei die Vereinigten Staaten hunderttausend, England, Deutschland und die skandinavischen Länder den Rest bezogen hatten. Die Anzahl wirklicher Leser lag hoch über dieser Ziffer, denn einzelne Kapitel wurden vervielfältigt und in den Schulen nebenbei zur Belebung des Lehrplans verwendet. Es gibt Zehntausende von Lesern für lateinische

Bücher! - das war die Erkenntnis, die in unserer in Zahlen denkenden Zeit überzeugender klang, als es die Hexameter der lateinisch Dichtenden tun. Die unmittelbare Folge waren neue lateinische Kinderbücher. Auf dem angelsächsischen Gebiet wurden "Peter der Hase" und "Ferdinand der Stier" latinisiert, in Frankreich "Der kleine Prinz" Saint-Exupéry's und in Italien erschien "Pinoculus II": der hervorragende Humanist Ugo Enrico Paoli hatte das Buch statt jeder weiteren Kritik noch einmal übersetzt. Kein Zweifel, daß die Sprache des Universitätsprofessors besser klingt als die des inzwischen verstorbenen Lateinlehrers - aber ebenso sicher ist es, daß das vollkommene opus ohne die Idee Maffaccinis nie entstanden wäre.

Bücher finden Leserkreise und schaffen neue. Auch wo die Zahl der Latein Studierenden zurückging, wuchs die Zahl der Lateinleser.

Dem Erfolg der Prosa folgte der zahlenmäßig geringere, gefühlsmäßig intensivere der Lyrik. Es zeigte sich aber wieder, wie im Falle Pascolis, daß die lateinische Muse nur dann einen Dichter inspiriert, wenn er ein Liebling seiner heimatlichen ist. Josef Eberle, der deutsche Dichter, der mit dem schwäbischen Sebastian Blau identisch ist, schuf auch als Josephus Eberle glänzende, geistvolle, klingende Verse - seine Laudes und Amores sind reine Lyrik. Die geringste Absicht zu lehren, das letzte Schulmeisterliche ist abgestreift - es sind lebendige Gedichte in einer lebenden Sprache. Eigene Rhythmen klingen in dieser Sprache so frei wie die längst verhallten Lieder des Archipoeta, wie die mittelalterliche Studentenpoesie.

Eberle tat noch mehr: er trat aus dem elfenbeinernen Turm, in dem Poeten zu leben pflegen, und rief die lebenden lateinischen Lyriker zu einem Sammelband. Es kamen ihrer fünfzig - aus dem Vatikan und aus Leningrad, aus Italien und Südamerika, Dichter, die über Europa, den Stadtlärm, die allzu hohe Weinsteuer, römische Gräber und die Münchner Weißwurst schreiben - die alle, so verschieden ihre Werte und Worte sind, die Fähigkeit Camenas beweisen, die Sprache unseres Jahrhunderts zu sprechen.

Lateinische Kinderbücher, ein buntes Spiel von Rhythmen und Reimen, sagen viel; es fehlte noch ein Buch für Erwachsene im Satze. Es kam jetzt vor Weihnachten gleichzeitig in Stockholm und in Paris heraus: es ist die Übersetzung von Françoise Sagans "Bonjour tristesse", Tristitia Salve.

Die Wahl dieses Buches hat gute Gründe: es ist ein modernes Buch, ein Buch, von dem es heißt, es schildere den Krankheitszustand unseres Jahrhunderts, aber es ist im Grunde antik. Wenige Personen, die kurze Sätze sprechen, bewegen sich auf einer engen Bühne: eine Villa, ein Pinienwald, ein Stück Strand sind die Kulissen. Wie im antiken Drama naht das Verhängnis trotz aller menschlichen Bemühungen, und eine Katastrophe - deus ex machina - bringt die Lösung. So ist es auch nicht schwer, in der Übersetzung Modernes und Altes zu paaren, wenn auch gelegentlich von Whisky - aqua vita more Scotorum parata - oder vom Dornröschen - puellula in silva sopita - die Rede ist, wenn auch die Personen auf dem Bahnsteig - in crepidine stationis - den Zug - agmen ferreum - erwarten, wird der Sprache

kaum Gewalt angetan. Die nächste Zukunft wird entscheiden, ob der Versuch geglückt ist.

Die kurze Aufzählung neulateinischer Versuche wäre noch unvollständig, wenn wir das Werk nicht nennen würden, das am häufigsten - fünfmal! - lateinisch gedruckt wurde: Wilhelm Buschs "Max und Moritz". Da diese Ausgaben leicht zu haben sind, vor allem die treffliche von Steinl, der vor kurzem das Meisterwerk auch ins Altgriechische übersetzte, wollen wir die Einleitung aus einer noch ungedruckten Version lesen:

*Quantum est mandatum scriptis
Nebulonum de delictis!
De Mauritio et Maxo
Egomet fabellam faxo!
Isti arbitrato fati
Sceleri sunt destinati!
Improbi gladiatores*

*Optimos aspernant mores -
Animalia vexare
Pomi furtum perpetrare
Etiam si minus rectum
Magis confert ad dilectum
Quam silentes templo stare
Et sermones auscultare -
Sed qui videt finem furum
Quam abhorret is futurum!
Maxi et Mauricii fatum
Vobis sit exemplo datum
Quorum varia delicta
Sint narrata et depicta.*

Unnütze Scherze? Vielleicht führen sie leichter als die verschlungenen Pfade der Grammatik zu den Alten, die schon fragten: *ridentem dicere verum quis vetat?* Wer will's verwehren, lächelnd den richtigen Weg zu zeigen?

[Kindle-readable version by Wergosum]

20180302